

MIGRATION ALS SITUATIVE DIFFERENZERFAHRUNG

Die Interviews, die im letzten Kapitel besprochen wurden, bezogen sich auf junge Erwachsene, die im Rahmen des deutsch-chilenischen Kontextes in Chile eine bikulturelle Sozialisation erfuhren. Sie besaßen eine deutsche Abstammung und ihr Lebensmittelpunkt war mehr oder weniger fest in Chile verankert. Das heißt, sie hatten alle einen Migrationshintergrund, aber keine eigene bewusst erlebte Migrationserfahrung.

Im Gegensatz zur ersten Gruppe von Interviews besitzen die Interviewpartner aus der zweiten Gruppe eine eigene bewusst erlebte Migrationserfahrung, die zwischen Chile und Deutschland erfolgt. Ihre Sozialisation kann ebenfalls als bikulturell betrachtet werden. Sie beginnt aber meistens in Deutschland und wird anschließend im deutsch-chilenischen institutionellen Raum in Chile weitergeführt. Der biografische Lebenslauf dieser Interviewpartner verläuft also vollkommen anders und zeigt zahlreiche Brüche, die meistens im Zusammenhang mit Migrationserfahrungen stehen. Wie nicht anders zu erwarten, ändert sich bei diesen jungen Menschen auch mehrmals der Lebensmittelpunkt. Bei einigen – wie zum Beispiel bei Simon – könnte man sogar behaupten, dass der Lebensmittelpunkt durch bestimmte Lebensumstände nicht mehr zu erkennen ist. Auf jeden Fall befinden sich alle interviewten Personen zum Zeitpunkt des Interviews – wenn auch nur vorübergehend – in Chile, und zwar in Santiago.

Bei der Auswahl von Personen, dessen Biografien sich zwischen Chile und Deutschland entwickeln, habe ich nicht auf eine deutsche Abstammung geachtet. Mit anderen Worten befinden sich innerhalb dieser zweiten Gruppe auch junge Erwachsene mit ausschließlich chilenischen Pass und ohne jegliche vorbestehende Verbindung zu Deutschland, die aber aus verschiedenen Gründen mehrere Jahre lang in diesem Land lebten bzw. leben mussten. Die Tatsache ist, dass diese Menschen durch ihren Aufenthalt in Deutschland einen wichtigen Bezug zum deutschen Kontext entwickelten. Nach der Ankunft in Chile wollen viele von ihnen die Verbindung zur deutschen Kultur nicht aufgeben und suchen aus diesem Grund den Kontakt zum deutsch-chilenischen institutionellen Netzwerk. Diese Personen müssen sich – unabhängig von ihrer Staatsangehörigkeit und Abstammung – mit kulturellen Unterschieden zwischen Chile und Deutschland auseinandersetzen. Mit anderen Worten, sie befinden sich in einer Position zwischen der chilenischen und deutschen Kultur und wurden aus diesem Grund im Rahmen dieser Arbeit berücksichtigt.

Die Beweggründe für eine Migration nach Deutschland sind von Person zu Person unterschiedlich. Generell kann man jedoch sagen, dass die eine Hälfte der Befragten freiwillig und die andere Hälfte unfreiwillig in Deutsch-

land lebten. Dabei muss man jedoch beachten, dass Freiwilligkeit bzw. Unfreiwilligkeit hier in erster Linie die Eltern der Befragten und nicht die Befragten selbst betreffen. Die interviewten jungen Menschen bewerteten Exil und Migration nämlich anders als ihre Eltern. Auch mit Hinsicht auf Differenzenerfahrungen durch Migration sind sich diese Probanden eher ähnlich als anders. Der Hintergrund der jeweiligen biografischen Geschichten ist jedoch unterschiedlich. Auch die Wahrscheinlichkeit, am deutsch-chilenischen Netzwerk in Chile teilzunehmen, fällt bei ehemaligen Exilchilenen und anderen Interviewpartnern anders aus.

Ein Leben zwischen Chile und Deutschland

Vera, Simon und Rubens sind drei Lebensgeschichten, die sich zwischen Deutschland und Chile abspielen. Ihre Eltern wurden nicht politisch verfolgt. Das heißt, diese Befragten erlebten kein Exil. Die Motive zur Auswanderung müssen also woanders gesucht werden. Bei Vera und Simon zum Beispiel spielt die deutsche Abstammung eine wichtige Rolle, da ihre Eltern es nicht in Betracht gezogen hätten, nach Deutschland auszuwandern, wenn keine vorherige Beziehung zu diesem Kontext bestanden hätte. Im Gegensatz dazu hatten Rubens Eltern keine vorherige Beziehung zu Deutschland. Diese wurde erst im Laufe des Aufenthaltes in der Bundesrepublik aufgebaut.

Die hier präsentierten Interviewpartner verbrachten insgesamt wichtige Teile ihrer Kindheit in Deutschland und kehrten im Jugendalter nach Chile zurück. Ihre bikulturelle Sozialisation beginnt also in einem deutschen Umfeld und wird im Rahmen des deutsch-chilenischen institutionellen Kontextes in Chile weitergeführt.

Nach dem Schulabschluss entscheiden Simon und Rubens ferner, nach Deutschland zurückzukehren, um dort an der Universität zu studieren. Das heißt, wir haben es hier mit wiederholten Migrationserfahrungen zu tun. Diese Beobachtung weist darauf hin, dass nicht alle Migrationsgeschichten in das lineare Schema Herkunftslands-Gastland passen, sondern flexibel gestaltet werden können. Im Fall von Simon und Rubens kann man auch bemerken, dass Migration nicht nur im Rahmen von Arbeitsmigration oder Flucht, sondern auch als Identitätsprojekt erfolgen kann.

Schließlich ist es noch wichtig anzumerken, dass Vera – ähnlich wie Alejandra – eine Art Grenzfall ist, der sowohl in dieser als auch in der vorherigen Interviewgruppe hätte untergebracht werden können. Denn Vera macht während ihrer Kindheit zwar eine wichtige Differenzenerfahrung durch Migration, doch nachdem sie nach Chile zurückkehrt, folgt sie eher einen typischen deutsch-chilenischen biografischen Verlauf.

Vera: Kulturelle Konfrontation als intellektuelle Herausforderung

Vera ist zum Zeitpunkt des Interviews 29 Jahre alt. Sie wurde in einer Kleinstadt im Norden von Chile geboren und besitzt die chilenische und deutsche Staatsangehörigkeit. Vera studierte Lebensmitteltechnologie und arbeitet im Lebensmittelbereich einer bekannten Fluggesellschaft in Santiago. Dort lebt sie zusammen mit ihrem Mann und ihren zwei kleinen Kindern. Ihr ältester Sohn ist zum Zeitpunkt des Interviews etwa zwei Jahre alt, während ihre Tochter erst vor ein paar Wochen zur Welt kam. Das Interview wurde auf Spanisch geführt¹.

Vera besitzt sowohl von Seiten ihres Vaters als auch von Seiten ihrer Mutter eine deutsche Abstammung. Veras Mutter stellt die fünfte Generation ehemaliger deutscher Einwanderer in Chile dar. Ihre Familienvorfahren kamen damals um 1850 im Rahmen der ersten Einwanderungswelle nach Chile. Veras Vater kam ursprünglich in Deutschland zur Welt und wurde im Alter von zwei Jahren nach Chile gebracht. Er wuchs in einer kleinen Stadt im Süden von Chile auf, wo Veras Großvater eine Stelle als Schuldirektor einer deutschen Bildungseinrichtung innehatte.

Veras Großeltern väterlicherseits waren keine Deutsche aus Deutschland. Veras Großvater war ursprünglich Russland-Deutscher und kam aus der Ukraine. Er ging damals nach Deutschland, um dort zu studieren. Dort lernte er Veras Großmutter kennen, die ursprünglich aus Litauen kam, aber während der russischen Invasion nach Deutschland geflohen war. Mit dem Einbruch des zweiten Weltkrieges sahen Veras Großeltern keine Zukunft mehr in Deutschland und beschlossen zu fliehen. Ähnlich wie bei den Geschichten von Sandra oder Camila betont auch Vera, dass Chile unbeabsichtigt als Ziel-land in Frage kam: Im Hafen befanden sich zwei Schiffe. Ein Schiff fuhr nach Kanada und das andere nach Chile. Die Familie verteilte sich nach Zufallsprinzip auf beiden Schiffen. Und so kamen Veras Großeltern nach Chile.

Veras Eltern lernen sich im Süden von Chile kennen. Nach sieben Jahren heiraten sie und ziehen in den Norden, wo Veras Vater in der Kupferindustrie arbeitet. Als Vera drei Jahre alt ist, wird ihr Vater vier Jahre lang nach Deutschland versetzt. Vera kann sich kaum an diese Zeit erinnern. Auch die anschließende Rückkehr nach Chile wird von Vera nicht näher erläutert. Damals zog die Familie nicht in den chilenischen Norden zurück, sondern in die Hauptstadt des Landes. Dort besuchte Vera die erste Klasse an einer deutschen Begegnungsschule. Nach vier weiteren Jahren wird Veras Vater erneut nach Deutschland versetzt. Diesmal verbringt die Familie drei Jahre in der Bundesrepublik und kehrt danach endgültig nach Chile zurück. Seitdem lebt Vera in Chile.

Das ständige Hin und her zwischen Chile und Deutschland während ihrer Kindheit veranlasst bei Vera ein Gefühl der nationalen Entwurzelung bei

1 Die Übersetzung der Zitate erfolgte durch den Verfasser.

gleichzeitiger globaler Verwurzelung. Seit ihrer endgültigen Rückkehr in Chile hat Vera jedoch ihren Lebensmittelpunkt eindeutig in Chile aufgebaut.

V: „Während dieser Phase – während wir hin und her reisten, usw. – gab es eine Zeit, ich erinnere mich, wo ich mich ... Denn jetzt fühle ich mich in Chile verwurzelt. Aber damals fühlte ich mich wie eine Frau ohne Mutterland. Als wäre ich von der Welt.

I: hm hm

V: Weil ich Mitschülerinnen in Deutschland, in Chile, überall hatte. Aber jetzt habe ich meine Geschichte hier aufgebaut und so.“ (21–25)

Die fortwährenden Migrationsbewegungen scheinen auf den ersten Blick eine destabilisierende Wirkung auf Veras Kindheit gehabt zu haben. Doch eigentlich waren es nicht die wiederholten Migrationserfahrungen an sich, die Vera nachhaltig prägten, sondern die starke Differenzenerfahrung, die Vera während ihres zweiten Aufenthaltes in Deutschland macht. In der Tat erinnert sich Vera kaum an die Ereignisse vor dieser zweiten Migration. Ihre Erzählung gleicht einer Berichterstattung: distanziert und locker. Diese Einstellung ändert sich jedoch vollkommen, sobald sie von ihrem zweiten Aufenthalt in Deutschland erzählt.

An Veras Beispiel kann man also erkennen, dass nicht jede Migration ein einschneidendes Erlebnis ist. In gewisser Weise konnten wir diese Situation schon bei Francisco und Claudio erkennen, die ebenfalls eine Migrationserfahrung als Kleinkinder erlebten. Falls Migrationsbewegungen in diesem Alter relevante Veränderungen hervorgerufen haben, so kann man das im Rahmen der Interviews zumindest nicht feststellen. Man könnte also meinen, dass Migrationen ohne nachhaltige Konsequenzen hauptsächlich im Kindesalter erlebt werden. Meines Erachtens spielen in dieser Hinsicht aber auch Differenzenerfahrungen eine wichtige Rolle.

Vera macht im Rahmen ihres zweiten Aufenthaltes in Deutschland eine situative Differenzenerfahrung, die mit dem Kontextwechsel auftaucht und zeitlich begrenzt ist. Die zeitliche Begrenzung bezieht sich dabei nicht nur durch die Begrenzung des Aufenthaltes in Deutschland, sondern auch auf die Tatsache, dass Vera die Differenzenerfahrung am Ende überwindet und sich im deutschen Kontext integriert.

Die situative Differenzenerfahrung im Rahmen von Migration stellt bei Vera ein äußerst einschneidendes und prägendes Erlebnis dar, das somit als Bruch und Diskontinuität erlebt wird. Dabei muss Vera zunächst einmal mit einem stark veränderten Kontext klar kommen. Diese Auseinandersetzung mit Differenzen umfasst verschiedene Aspekte: Vera muss als erstes mit einem neuen institutionellen Umfeld zurechtkommen. Sie kommt aus einer deutschen Begegnungsschule in Chile, wo sie sich in der fünften Schulklasse befand. Aufgrund der Jahreszeitverschiebung², wird Vera in die nächsthöhere Stufe in

2 Da Chile und Deutschland sich in verschiedenen Welthemisphären befinden, ist in Chile Sommer, wenn in Deutschland Winter ist und umgekehrt. Das heißt, dass das chilenische und deutsche Schuljahr um ein halbes Jahr verschoben sind.

Deutschland versetzt, d.h. in die sechste Klasse eines Gymnasiums. Das gibt Vera das Gefühl, dass sie im schulischen Bereich nicht gut genug vorbereitet ist und deshalb im Schulunterricht Schwierigkeiten hat und nicht richtig mithalten kann. Der Unterricht an einem deutschen Gymnasium erfolgt weiterhin anders als an der deutschen Schule in Chile. Die Anforderungen an die Schüler sind anders. Die Prüfungen sind anders.

V: „Am Anfang war es sehr schwer, weil es ... Ich war hier in der fünften Klasse als ich gegangen bin und dort beginnt das Semester im Juni ...

I: hm

V: ... ich wurde vorgesetzt. Und bin dort in die sechste Klasse gekommen.

I: hm hm

V: Und ich bin dort, na ja, an der deutschen Schule hier war ich in der fünften Klasse. Ich hatte hier ab der fünften Klasse Englischunterricht. Aber dort, in der sechsten Klasse, hatten sie schon Englisch, sie konnten schon Englisch sprechen. Und die ganze Anpassung war sehr schwer [...] Und in akademischer Hinsicht war es auch sehr schwer, weil sie schon seit drei, vier Jahren Englisch hatten. Ich musste das alles erst lernen. Und so, das ganze Schulsystem war vollkommen anders.

I: hm

V: Meine erste Prüfung in Deutschland, da haben sie mir ein Bild mit einem Priester mit einem Stück Papyrus in der Hand gegeben und ich musste einen Aufsatz von 400 Wörtern schreiben. Das war also sehr schwierig.“ (37–51)

Doch Vera glaubt, dass die Anforderungen am deutschen Gymnasium letzten Endes ihre intellektuellen Fähigkeiten gefördert haben und dass dies der Grund dafür ist, weshalb sie später an der Schule und Universität in Chile so erfolgreich war.

V: „Aber ich glaube, dass diese Situation [am Gymnasium, Anm. des Verf.] mir eine Grundlage gab, so dass ich später, als ich [nach Chile, Anm. des Verf.] zurückkehrte, gute Schulleistungen hatte. Und an der Universität war ich sehr erfolgreich. Und ich bin sehr erfolgreich im beruflichen Bereich. Eben das. Ich glaube, dass der Wechsel nach Deutschland mich in dieser Hinsicht bereichert hat. Eigentlich ... Na ja, ich finde es sehr positiv für die Erziehung eines Kindes, in einem anderen Land gelebt zu haben.“ (51–54)

Diese Aussage ist im Kontext von Veras Interview äußerst relevant. Vera deutet nämlich die Auseinandersetzung mit den neuen Anforderungen an der Schule in Deutschland als eine Erweiterung ihrer intellektuellen Fähigkeiten. Da diese Situation im Rahmen einer Migration erfolgte, verknüpft sie diese intellektuelle Bereicherung weiterhin mit einer Auseinandersetzung mit einem anderen kulturellen Kontext. Kurz gesagt, die Konfrontation mit einer fremden Kultur fördert, laut Vera, die intellektuellen Fähigkeiten einer Person. Diese Schlussfolgerung bestimmt die Vorstellung, die Vera von einer angemessenen Erziehung ihrer Kinder hat.

Doch die Auseinandersetzung mit Differenzen beschränkt sich nicht nur auf den Bereich schulischer Leistungen. Vera muss auch mit ihren neuen Mit-

Kinder, die von einem Ort zum anderen ziehen werden dementsprechend entweder ein halbes Jahr vor- oder zurückgesetzt.

schülern klar kommen. Dadurch dass sie in eine höhere Schulstufe versetzt wurde, fühlt sich Vera im Vergleich zu ihren Schulkameraden noch klein und kindlich.

V: „Die ersten, das erste Jahr war sehr sehr hart. Weil ich hier in der fünften Klasse, na ja, ich weiß nicht. Ich spielte noch Tarzan und Jane in den Bäumen und solche Dinge. Und ich kam dort an und meine Mitschülerinnen hatten schon einen Freund. Die Hälfte ging schon mit ihrem Freund ins Bett und alles. Mit dreizehn, vierzehn Jahren war das für mich ein sehr großer Schock.“ (43–46)

Vera bringt dieses Gefühl, dass sie weniger entwickelt ist als ihre Schulkameraden, außerdem in Zusammenhang mit der Idee, dass deutsche Mentalität erwachsener ist als die chilenische. Dabei knüpft sie an einem kolonialen Diskurs an.

V: „Sagen wir mal, ich war während der ganzen 3 oder sagen wir mal die ersten zwei Jahre ein *Außenseiter* [Deutsch i. Orig.]. Erst im letzten Jahr konnte ich mich in meiner Klasse integrieren. Ich hatte zwei oder drei Freundinnen, die auch *Außenseiter* [Deutsch i. Orig.] in der Klasse waren. Verstehst du? Wir waren am Anfang eine Außenseitergruppe. Es war also sehr schwer. Na ja, ich glaube, dass es einerseits logisch war. Ich bin ins *Gymnasium* [Deutsch i. Orig.] gekommen und die Klassen waren in Deutschland kleiner. Es waren nur zweiundzwanzig, dreiundzwanzig Personen. Nicht mehr. Das heißt, alle waren viel erwachsener. Deutsche Mentalität, die an sich schon viel erwachsener ist. Es war dann also am Anfang schwer. Ich war noch zu kindlich für diese Klasse. Es wäre besser gewesen, wenn ich dort zurückgesetzt und hier vorgesetzt worden wäre.“ (132–139)

Vera fühlt sich in Deutschland also als Außenseiterin. Sie erklärt diese Situation zunächst anhand vermeintlicher Altersunterschiede bzw. differenter Reifegrade. Doch die Tatsache ist, dass sie besonders aufgrund ihrer chilenischen Herkunft diskriminiert wird. Diese wiederum bezieht sich nicht nur auf eine kulturelle Dimension, sondern auch auf eine politische³. Auf jeden Fall kann Vera das ausgrenzende Verhalten ihrer Mitschüler weder begreifen noch nachvollziehen, weil sie doch eigentlich blond ist und blaue Augen hat und zudem noch fließend Deutsch spricht. Trotzdem war sie für ihre Schulkameraden die Andere.

V: „Das war sehr hart und für ein Kind außerdem unverständlich. Denn, warum eigentlich. Ich bin doch blond und habe blaue Augen und alles. Trotzdem haben sie mich angesehen als wäre ich ... [...] Man fragte mich, ob wir noch auf den Bäumen lebten. So. Es ist also Ignoranz. Ich sage dir, die Kinder in Deutschland wissen sehr wenig über allgemeine Kultur. Für sie, ich sage dir, war Chile wie ein Land in Afrika oder ich weiß nicht. Eben so. Also ...

I: hm

V: ... und dann war auch noch das ganze Thema mit Pinochet. Also fragten sie mich, ob die Menschen mit Maschinengewehren auf der Straße liefen. Ich glaube, dass das alles, na ja, im Kopf der Kinder hat sich das alles zu einem Bild zusammengefügt und so hat man mich diskriminiert. Mich, die ich auf keinen Fall chileni-

3 Die politische Dimension der Diskriminierung erinnert an eine ähnliche Aussage von Alejandra.

sche Gesichtszüge hatte. Nicht einmal im Traum. Daher sage ich dir, es war komisch.

I: hm

V: Dabei war ich viel blonder als alle meine Schulkameraden (lacht traurig). Ich war die andere.“ (489–500)

Anhand des vorherigen Interviewausschnittes kann man auch teilweise erkennen, wie Vera mit Diskriminierung in Deutschland umgeht: Sie versucht zunächst einmal eine Erklärung für das Verhalten ihrer Mitschüler zu finden und kommt zu dem Schluss, dass Unwissen und Unreife ihrer Schulkameraden daran schuld sind, dass diese sich so verhalten. Anhand dieser Erklärungsansätze versucht Vera, die Bedeutung der Diskriminierung herunterzuspielen und ihre Schulkameraden nicht so ernst zu nehmen: Es waren doch nur Kinder, die nichts von Chile wussten. Darin zeigt sich auch schon der Ansatz zur Bewältigung dieser Situation: informieren und aufklären und zeigen, dass man nicht den Vorurteilen entspricht. Obwohl diese Strategien am Ende erfolgreich zu sein scheinen – Vera schafft es, sich im letzten Jahr ihres Aufenthaltes in Deutschland zu integrieren –, so bleiben im Vordergrund der Erzählung dennoch die Ratlosigkeit und Hilflosigkeit, die Vera während dieser Zeit empfand.

Auf der anderen Seite entwickelt Vera Strategien, um mit Differenzen zwischen dem chilenischen und deutschen Kontext umzugehen. Diese Strategien im Umgang mit dem Kontrast zwischen verschiedenen Welten können auch als Teil des Prozesses einer kulturellen Navigation betrachtet werden. Vera meint in dieser Hinsicht, dass es wichtig ist, die Persönlichkeit zu stärken und die eigenen Ideen klar zu haben. Nur so ist man nicht vollkommen der Differenzenerfahrung ausgeliefert.

V: „Es gibt Phasen, da kann es sehr schwer sein, aber sie stärken die Persönlichkeit. Diese Konfrontation [zwischen dem chilenischen und dem deutschen Kontext, Anm. des Verf.] konnte ich mehrmals erleben [...] Das meine ich damit. In dieser Konfrontation, sagen wir mal, wenn du deine Ideen nicht ganz klar hast oder so, kannst du deinen Weg dort oder hier verirren. Weil es so unterschiedliche Welten sind.“ (502–506)

Vera kehrt mit etwa 13 oder 14 Jahren nach Chile zurück und kommt dabei in die achte Klasse ihrer ehemaligen Schule. Da sie diesmal ein Jahr zurückgesetzt wurde, hatte sie keine Schwierigkeiten, sich dem chilenischen Schulalltag anzupassen.

V: „In der Tat, stell dir mal vor, ich bin in die achte Klasse angekommen und hatte schon alles bestanden.

I: hm hm

V: Weil ich hier ein Jahr zurückgesetzt wurde

I: Klar

V: So war ich ein halbes Jahr an der Schule, obwohl ich eigentlich schon in *primero medio* [entspricht 9. Klasse an einem Gymnasium, Anm. des Verf.] sein sollte. Na ja, so hatte ich ... Es war genial. Stell dir mal vor, es war ein halbes Sabbat-Jahr [damit meint Vera ein halbes freies Jahr, Anm. des Verf.].“ (109–115)

Zu Veras Glück kam sie auch in die gleiche Klassengemeinschaft, die sie vor drei Jahren verlassen hatte. Vera fühlt sich hier vollkommen aufgehoben und rundum wohl.

V: „Es [Rückkehr, Anm. des Verf.] war super toll. Ich hatte es eigentlich auch vermisst, weil meine ganzen Freundinnen hier waren. Sagen wir mal, als ... Mit den Leuten hier hatte ich den Kontakt immer aufrechterhalten. Außerdem bin ich in die gleiche Klassengemeinschaft gekommen.

I: hm. Ach so.

V: Ich bin in der fünften Klasse gegangen und bin in der achten Klasse in die gleiche Klassengemeinschaft zurückgekehrt. Es war also ... Ich erinnere mich daran, dass sie auf mich gewartet hatten und alles. Es war super toll [...] Es war also super toll zurückzukehren. Ich habe [Deutschland, Anm. des Verf.] schon etwas vermisst, aber ich habe [Chile, Anm. des Verf.] noch viel mehr vermisst, als ich dort war.“ (102–109)

Interessant ist hier zu beobachten, dass Vera ihre Rückkehr nach Chile nicht als Bruch, sondern als Fortsetzung ihres Lebens interpretiert. Damit verdrängt sie die Tatsache, dass drei Jahre mühseliger Erfahrungen in Deutschland dazwischen liegen. Diese Interpretation von Kontinuität hilft ihr, den erneuten Umzug nach Chile zu bewältigen. Wir werden auch bezüglich weiterer Migrationserfahrungen beobachten können, dass die Erfahrung bzw. die Interpretation von Kontinuität – sei es hinsichtlich Beziehungen, bestimmter Orte oder anderer Aspekte – ein äußerst wichtiger Schutzfaktor ist, der die subjektive Belastung einer radikalen Kontextveränderung wesentlich abdämpft.

Vera liefert mit dieser Aussage weiterhin den Nachweis, dass Migration nicht unbedingt eine schwierige Erfahrung sein muss. Ob Migration als Belastung empfunden wird oder nicht, hängt auch wesentlich von dem Ausmaß der erlebten Differenzenerfahrung ab. Je stärker die Differenzenerfahrung, desto tiefer prägt sich das Migrationserlebnis in das Bewusstsein der Betroffenen ein. Im Gegensatz dazu, je mehr Anhaltspunkte gefunden werden können, die eine Kontinuität zu vergangenen Erfahrungen darstellen, desto einfacher gestaltet sich die Integration in das neue Umfeld.

Vera bewertet ihre Erfahrung an der deutschen Begegnungsschule als äußerst positiv. Sie hatte gute Leistungen, viele Freunde und war im Schülerrat engagiert.

V: „Hier? [deutsche Begegnungsschule, Anm. des Verf.] Super toll. Nein, es hat mir sehr gefallen. Ich war sogar in der Schülervertretung und all das. Nein, ich verbrachte es sehr gut. Es gefiel mir sehr. Das passiert nicht allen [...] Es war *vielleicht* [Deutsch i. Orig.], weil es mir so gut ging und ich nicht so viel wie andere lernen musste ...

I: hm

V: Es fiel mir in Anführungsstrichen leicht. Ich hatte viele Freunde. Es gefiel mir sehr. Ich war im M. [deutsch-chilenischer Sportverein, Anm. des Verf.], ich trainierte Volleyball, ich hatte also sehr viel zu tun.“ (188–194)

Vera hat an der deutschen Schule nicht im Geringsten das Gefühl, anders zu sein. Im Gegenteil, sie deutet ihre Erfahrung als eine Erfahrung von Gleichheit. Dabei ist es interessant, zu beobachten, dass Vera – genauso wie vorher

Sandra, Camila oder Alejandra – ihre Gleichheitserfahrung an der deutschen Schule hervorhebt, um sie anschließend mit der darauf folgenden Differenzenerfahrung an der Universität zu vergleichen.

V: „Nein, nur an der Universität, weil du hier an der Schule von Personen umgeben bist, die genauso sind wie du. An der Universität ... An der Universität war das am Anfang irgendwie auffallend.“ (253–254)

Ähnlich wie Sandra, Camila oder Alejandra macht auch Vera eine situative Differenzenerfahrung im Übergang an die Universität. Dabei ist es interessant zu beobachten, dass Vera an der Universität C. studiert. Wie wir im letzten Kapitel sehen konnten, erleben junge Menschen mit einem deutsch-chilenischen Hintergrund eine stärkere Differenzenerfahrung in diesem Kontext als in anderen universitären Bereiche. Veras Differenzenerfahrung im Übergang ist weiterhin zeitlich begrenzt. Dabei ist der Zeitrahmen dieser situativen Differenzenerfahrung wesentlich kürzer im Vergleich zur Diskriminierung in Deutschland.

V: „Was mir doch passiert ist – das war selbstverständlich als ich das Studium der Lebensmitteltechnologie an der Universität C. begann ...

I: hm hm

V: ... da war ich die einzige Blonde in der ... Sagen wir mal, dass dieses Fachgebiet sehr ... Das heißt, die Fakultät für Chemie und Pharmazie, die dort in O. [Lokalisierung der Fakultät, Anm. des Verf.] und nachher in B. [Lokalisierung der Fakultät, Anm. des Verf.] bleibt. Und sagen wir mal – das ist jetzt nicht klassistisch oder rassistisch gemeint – aber in meinem Jahrgang waren alle dunkel und die Frauen hass-ten mich irgendwie. Das hat mich sehr beeindruckt. Das war etwa die ersten zwei, drei Wochen so. Weil man immer ... Es war echt lächerlich! Alle Männer waren hinter mir her so ‚ah, sie soll unsere *mechona* [*mechón/mechona* ist ein Begriff für neue Studenten an der Universität, Anm. des Verf.] Schönheitskönigin sein‘ und die ganze Geschichte. Es war also die ersten zwei, drei Monate ziemlich schwierig.

I: hm

V: Sagen wir mal, ich habe eine Ablehnung gespürt, die ... (2 Sek. Pause) Aber gut, ich bin sehr *piola* [in diesem Kontext bedeutet das entspannt und locker, Anm. des Verf.] und alles. Also haben sie mich kennen gelernt und das Problem war beendet. Aber es war sehr ... Sagen wir mal, die Leute, die Chemie und Pharmazie studieren, es ist nicht das gleiche als Psychologie oder an der Universität P. Nein, es ist die Universität C. Und die Fakultät für Chemiewissenschaften ist noch komplizierter. Also gab es viel ... Sagen wir mal, es war schwierig. In der Tat gab es in den Jahrgängen vor mir mehr Leute wie ich.

I: hm hm

V: Und die Leute, die nach mir kommen auch. Ich bin irgendwie wieder dorthin geraten, wo es niemanden gab wie ich. Niemand kam aus einem anderen Land, alle waren chilenische Chilenen. Damit meine ich nicht, dass sie schlecht sind oder so, aber es war ... Für mich war es etwas kompliziert [...] Es gab Ressentiments ... Obwohl ich mich mit zwei oder drei traf, mit denen ich mich gut verstehen konnte und alles. Aber der Rest der Klasse war – wir waren etwa 30 oder 40 Personen – die anderen 20 Frauen, sie (seufzt tief): ‚sie will uns die Männer stehlen‘. Etwas in der Richtung. Aber echt lächerlich.“ (206–229)

Wie man anhand des Interviewabschnittes feststellen kann, handelt es sich bei Vera hauptsächlich um eine Fremddifferenzierung, die Vera nicht wirklich nachvollziehen kann. Doch diesmal fühlt sie sich nicht so ratlos und hilflos

wie in Deutschland, sondern findet die Situation eher lächerlich. Das deutet auf eine weniger prekäre Situation in Chile im Vergleich zu Deutschland hin.

Genauso wie Sandra oder Camila gilt auch Vera an der Universität als weiß, reich und international. Wir können also erneut eine Verkopplung zwischen sozialen und kulturellen Differenzen feststellen. Diese Situation kontrastiert mit der erlebten Differenzerfahrung in Deutschland, wo Grenzlinien hauptsächlich anhand von Kriterien kultureller Herkunft gezogen wurden.

Schließlich macht uns Vera auf die Dimension der Geschlechterbeziehung in Verbindung mit kulturellen Kategorien aufmerksam. In dieser Hinsicht wird sie als weiße Frau mit blonden Haaren von ihren männlichen chilenischen Kommilitonen begehrt, während die weiblichen Kommilitonen sie aus diesem Grund ausschließen. Andererseits kann man daran auch erkennen, dass die Diskriminierung, um die es hier geht, nicht in Zusammenhang mit der Abwertung einer Person steht, sondern eher die Kehrseite einer positiven Diskriminierung darstellt. Das heißt, es geht hier eher um soziale Ressentiments und weniger um Missachtung oder Geringschätzung.

Auf jeden Fall geht Vera die Diskriminierung auf ähnliche Art und Weise an wie in Deutschland. Sie versucht, die Situation nicht so ernst zu nehmen und sich so zu zeigen, wie sie ist. Dadurch möchte sie bestehende Vorurteile überwinden. Die Bewältigungsstrategie ist offensichtlich erfolgreich, da sie schon nach wenigen Monaten schafft, das Eis zu brechen und gute Freundschaften aufzubauen.

Auf der anderen Seite ist Anders-Sein nicht unbedingt eine negative Erfahrung und führt auch nicht immer zu einer Ausgrenzung. Auch nicht im Bereich der Universität. Bilingualismus und Bikulturalität werden sowohl von den Professoren an der Universität als auch von Veras späteren Arbeitsgebern sehr geschätzt. Besonders im Bereich der Arbeitswelt gilt ein multikultureller Hintergrund als Distinktion. Dabei versteht es sich von selbst, dass nicht jeder multikultureller Hintergrund den gleichen Effekt hat. Nur europäische und nordamerikanische Bezüge haben die Macht, positive Diskriminierung hervorzurufen.

Nach ihrem Studiumsabschluss wird Vera von einer bekannten Fluggesellschaft aufgenommen, um hier im Lebensmittelbereich zu arbeiten. Da diese Firma als kosmopolitisches Unternehmen gilt, ist Veras deutsch-chilenischer Hintergrund hier ein riesiger Vorteil. Man geht davon aus, dass Personen mit einem multikulturellen Hintergrund offener, interessanter und selbstsicherer sind.

V: „In der Arbeitswelt – und wie ich dir sagte, ist L. eine internationale Firma. Also gibt es das [Diskriminierung, Anm. des Verf.] nicht mehr. Zu dem einen sagt man *Gringo*, zum anderen Italiener, der andere ist Franzose. Es ist eben ein kosmopolitisches Umfeld. Und sie suchen es ja auch. Die Unternehmen sehen es als positive Eigenschaft, dass du eine offene Mentalität hast, dass du eine andere Sprache sprichst. Du hast ein anderes Auftreten [...] Wenn du zu einem Vorstellungsgespräch gehst, selbst wenn du dich mit dem Unternehmensleiter unterhältst, es ist für dich gleich, ob du mit dem Buchhalter, dem Manager oder dem Besitzer sprichst. Und es ist, weil an der Schule, die Eltern deiner Freundinnen ebenfalls Unternehmensleiter wa-

ren. Und du hast auch solche, die bescheidener sind. Du lässt dich nicht vor einer sozialen Klasse oder der anderen einschüchtern. Verstehst du?

I: hm

V: Und das ist eine sehr wichtige Eigenschaft. Außerdem hast du eine stabile Persönlichkeit und lässt dich von niemand einschüchtern. Und dass merkt man eben in L. Ich kann mich genauso gut mit dem Unternehmensleiter unterhalten wie mit einer Aushilfe. Natürlich zeigt man einen anderen Respekt, aber ... Und das ist etwas positives, dass aus deinem Leben oder *Background* [Englisch i. Orig.] (3 Sek. Pause), aus der Welt, in der du bisher lebst, stammt.“ (374–387)

Der vorherige Interviewausschnitt ist in vieler Hinsicht bemerkenswert und auf den ersten Blick manchmal verwirrend, weil Vera hier kulturelle und soziale Differenzen praktisch auf eine gleiche Ebene stellt. Dabei unterscheidet sie nicht deutlich zwischen beiden Kategorien und tauscht sie beliebig aus, während sie zu erklären versucht, weshalb Menschen mit europäischem Hintergrund erfolgreicher sind als einfache Chilenen.

Es handelt sich in diesem Fall außerdem um eine Selbstdifferenzierung gegenüber Chilenen, die als schüchtern und unsicher gelten und keinen guten Eindruck in Vorstellungsgesprächen machen. Dabei muss man bedenken, dass Vera Selbstsicherheit und intellektuelle Fähigkeiten mit der Auseinandersetzung mit kulturellen Differenzen verknüpft. Vera ist nämlich der Ansicht, dass die Konfrontation mit unterschiedlichen kulturellen Kontexten - so wie sie es in Deutschland erlebte - die Menschen herausfordert, sodass sie ihre Persönlichkeit stärken und ihre intellektuellen Fähigkeiten erweitern können.

Nun ist es aber so, dass monokulturell sozialisierte Chilenen normalerweise nicht das Glück einer bikulturellen Auseinandersetzung haben. Ich glaube nicht, dass Vera Chilenen bewusst abwertet. Zumal ihr Ehemann ein monokulturell sozialisierter Chilene ist. Folgen wir dennoch Veras Logik, so kommen wir zu dem Schluss, dass Chilenen aufgrund ihrer Sozialisation schüchtern und unsicher und sogar intellektuell weniger begabt sind. Dabei verankert Vera soziale Ungleichheit in der mono- bzw. multikulturellen Erziehung einer Person und definiert Menschen mit multikulturellen Hintergrund als „natürliche“ intellektuelle Elite und Führungskraft.

Vera plant dementsprechend einen erneuten Aufenthalt im Ausland, um ihren Kindern eine bikulturelle Erfahrung bieten zu können.

V: „Wir befinden uns in der Tat auf der Suche. Mit meinem Mann möchten wir zwei oder drei Jahre in Deutschland verbringen (lacht)

I: Wie viel? Und warum?

V: Sagen wir mal, wir suchen eine Alternative. Hoffentlich schickt uns eine Firma dorthin. Wir möchten unseren Kindern die gleiche Erfahrung bieten, die ich hatte.“ (435–439)

Andererseits ist dieses Auswanderungsprojekt nicht dringend. Vera und ihr Ehemann stellen gewisse Anforderungen an den eventuellen Auslandsaufenthalt. So wollen beide ausreichende berufliche Aussichten haben. Insofern diese nicht gewährleistet sind, haben sie auch nicht vor, Chile zu verlassen.

V: „Er [Ehemann, Anm. des Verf.] könnte dort vielleicht promovieren, aber ich muss eine Arbeitsstelle haben. Denn ich werde im Ausland nicht *den Knoblauch schälen* [damit meint Vera, sie möchte sich nicht in der Situation befinden, dass sie nichts zu tun hat, Anm. des Verf.] (lacht). Das nicht (lacht). Gut, ich habe den Vorteil, dass ich in Deutschland arbeiten kann. Weil ich Deutsche bin. Es ist dann eine gute Formel, aber ich müsste dort eine Arbeitsstelle haben. Also suchen wir noch. Aber wir sind nicht verzweifelt am Suchen.“ (452–455)

Vera schließt nicht aus, dass sie und ihr Mann eventuell im Ausland bleiben könnten. Doch im Prinzip wollen sie nur für kurze Zeit im Ausland leben. Denn eigentlich fühlen sich beide in Chile zuhause.

V: „Nein [wir würden nicht dort bleiben, Anm. des Verf.]. Na ja, es könnte andererseits sein, dass... Man weiß ja nie, wie sich das Leben wendet (beide lachen). Nein, aber bis jetzt nicht. Nein, wenn überhaupt, dann sollte es nur für eine beschränkte Zeit sein. Ja, nein. Mir gefällt Chile. Das heißt, wir fühlen uns hier zuhause.“ (461–462)

In Chile bzw. in Santiago spielt sich nämlich Veras Alltag ab. Hier hat sie ihre Freunde, ihr Umfeld, ihre Wohnung. Hier hat sie ihre eigene Welt aufgebaut.

V: „Im Süden und auch hier. Wo ich wohne. Du hast hier eben deine Welt aufgebaut.

I: hm

V: Zusammen mit deinen Freunden. In der Tat sind die meisten meiner Freunde ... Na ja, ich habe Freundinnen aus der Schule, aber auch viele, die nicht Deutsche sind oder nichts in der Richtung. Und das ist dein Platz. Das sind deine Freunde. Es ist dein Umfeld.“ (423–427)

Vera verortet ihr Zuhause weiterhin nicht nur in Santiago, sondern auch in Südchile, da sie sich als Deutsch-Chilenin dort besser anerkannt fühlt.

V: „Dort. Die deutsche Kolonie kommt ja vom Süden. Dort betrachtet man sie anders als in Santiago. Oder sagen wir mal. In P.M. [mittelgroße Stadt in der X Region, Anm. des Verf.] kennt jeder die Deutschen aus P.V. [kleine Stadt in der X Region, Anm. des Verf.] und Umgebung. Und dort gibt es vielleicht auch weniger Vorbehalte als. Oder weniger Unwissen, in P.V., mit den Deutschen aus P.V. und F. [kleine Stadt in der X Region, Anm. des Verf.] als hier in Santiago, wenn du die Universität C. besuchst. Verstehst du? Das heißt ...

I: hm hm

V: Oder in V. [mittelgroße Stadt in der X Region, Anm. des Verf.]. Sagen wir mal, dort gibt es niemanden, der nicht die Deutschen aus V. kennt. Verstehst du? Du gehst dann in V. an die Universität und sie ist voller chilenischer *gringitos* [Diminutiv von *gringo*, Anm. des Verf.].“ (412–419)

Vera identifiziert sich sehr stark mit Deutsch-Chilenen aus der deutsch-chilenischen Kolonie in Chile. Dabei betrachtet sie diese als weniger konservativ im Vergleich zu Chilenen und als familienorientierter im Vergleich zu Deutschen.

V: „Deutsch-Chilenin. Ja. Aus der ...

I: Deutsch-Chilenin?

V: (versteht man kaum, weil Veras Sohn im Zimmer spielt) [Deutsch-, Anm. des Verf.] Chilenin. Was die deutsche Kolonie hier in Chile betrifft.“ (344–347)

Und obwohl es im Interviewverlauf nicht immer so deutlich herüberkommt, so sind Veras Partner und ihre Kinder das allerwichtigste in Veras Leben⁴. Dabei muss man auch bedenken, dass sie zum Zeitpunkt des Interviews erst vor ein paar Wochen ihr zweites Kind zur Welt gebracht hatte.

V: „Definitiv. Ja, denn alles andere verfliegt [...] Verstehst du? Das heißt, ich kann mir nicht ein Leben ohne meinen Mann vorstellen. (?) Wir halten stark zusammen. Wir sind Freunde, *pololos* [chilenischer Begriff für *den* Freund oder *die* Freundin, Anm. des Verf.], alles, alles. Ich glaube, dass er für mich das allerwichtigste ist. Und die Kinder. Denn die Arbeit in L. und diese Sachen kann ... Ich könnte sowohl in L. wie auch irgendwo anders arbeiten. Es bestimmt mich nicht so stark. Nein, die Beziehung zu meinem Mann ist das allerwichtigste. Ja.“ (469–473)

Rubens: Ständig eine Ausnahme

Rubens ist zum Zeitpunkt des Interviews 26 Jahre alt und befindet sich eigentlich nur zu Besuch in Chile, da er noch als Student an einer Musikhochschule in Deutschland immatrikuliert ist. Nachdem er sein Studium beendet hat, plant er jedoch nach Chile zurückzukehren, um dort seine Freundin zu heiraten. Rubens war der einzige Gesprächspartner, der das Interview auf Deutsch führen wollte⁵.

Rubens besitzt ausschließlich die chilenische Staatsangehörigkeit, obwohl er eigentlich in Bolivien geboren wurde.

R: „Ich bin erst mal in Bolivien geboren ...

I: In Bolivien?“ (13–15)

Rubens Vater ist Bolivianer und seine Mutter Chilenin. Beide waren kurz vor seiner Geburt nach Bolivien gezogen, weil die Lage in Chile nicht stabil war. Dabei unterstreicht Rubens, dass seine Eltern auf keinen Fall eine politische Verfolgung erlebten. Doch sie hatten Schwierigkeiten, aufgrund der unsicheren politischen Lage, ihre Studiengänge in Chile zu realisieren. So entscheidet Rubens Vater, sein Musikstudium im Ausland zu machen. Dabei erwägt er zunächst die Möglichkeit, in New York zu studieren. Doch die Familie kann sich das finanziell nicht leisten. Daraufhin stellt Rubens Vater einen Antrag an das DAAD und bekommt ein Stipendium, um in Deutschland Musik zu studieren. Ein halbes Jahr nach Rubens Geburt zieht die Familie also von Bolivien nach Deutschland. Dort bleiben sie insgesamt zehn Jahre lang, bis sie schließlich nach Chile zurückkehren. Rubens ist bei seiner Ankunft in Chile also etwa zehn Jahre alt.

4 Das kann man deutlich an Veras Netzwerkkarte erkennen.

5 Die Zitate befinden sich in der deutschen Originalfassung.

Rubens Erzählung beginnt mit der Rückkehr seiner Familie nach Chile. Obwohl man in seinem Fall schwer von einer Rückkehr sprechen kann, da die Migration nach Chile eigentlich seiner ersten bewusst erlebten Migrationserfahrung entspricht. Dabei erweist sich die Einwanderung in Chile als ein äußerst schwieriges Lebensereignis. Grund dafür ist die starke situative Differenzenerfahrung, die der Umzug mit sich bringt.

R: „Das war, wie gesagt, nicht, nicht ganz einfach. Hm. Erst mal natürlich die Freunde, die man dort hatte. Und dann dieses ganze neue System hier, sich daran zu gewöhnen, das war (3 Sek. Pause) Hm (denkt nach) (3 Sek. Pause); ich war auch ein bisschen verschlossen, glaube ich. Aber, aber es war einfach nicht, nicht einfach. Hm. Fing damit an, den Bus zu nehmen; ich hab' mal, also, wir haben an der, an der K. [eine Straße in Santiago, Anm. des Verf.] gewohnt

I: Hm hm

R: Und um dort Busse zu bekommen war, war richtig schwer. Also jetzt gibt es ja gar keine mehr, aber damals gab's natürlich und es war unglaublich schwer, Busse zu bekommen. Und die haben ungefähr gar nicht gehalten nur weil ich ein kleiner Schüler, haben die gar nicht gehalten, oder, ja (3 Sek. Pause). Und, und dann habe ich mal das Erlebnis gehabt, dass, dass einer, ein Busfahrer, hab' ich den gefragt, welche die nächste Bushaltestelle sei...

I: Hm hm

R: ...da meinte er C.G. [ein Ort in Santiago, Anm. des Verf.], also wirklich, wirklich ganz was anderes (2 Sek. Pause); (?) der Welt. (3 Sek. Pause) Und, der hat dann wahrscheinlich dort angehalten, aber hat nicht da gehalten, wo, wo ich dann wollte. Das war eher ein spaßiges Erlebnis, aber es war schon, schon (3 Sek. Pause), ehm (2 Sek. Pause) anstrengend.“ (45–60)

Dieser Interviewausschnitt zeigt, wie Rubens sich in Chile mit einem unterschiedlichen Kontext auseinandersetzen muss, der ihm zunächst als chaotisch und unberechenbar vorkommt. Es gibt in dieser Hinsicht mehrere Hinweise auf einen erlebten Kontrollverlust, da Rubens offensichtlich nicht genau weiß, wie er mit den neuen Umständen umgehen muss und wie er sich im chilenischen Alltag verhalten soll. Diese Auseinandersetzung mit Differenzen erfordert viel Energie und erweist sich als anstrengend.

Darüber hinaus muss Rubens ein neues soziales Netzwerk aufbauen und eine sprachliche Umorientierung vollziehen. Obwohl Rubens bei seiner Ankunft in Chile Spanisch versteht und auch sprechen kann, so war Deutsch bisher seine dominante Sprache.

R: „Na ja, und dann so Kleinigkeiten, wie dass ich ein Diktat geschrieben habe. Mein erstes Spanischdiktat. Ich hab' dafür geackert wie sonst was.

I: (lacht)

R: Ich dachte, ich konnte alles. Und hab', ehm, dann das Diktat geschrieben. Und das war ein Chaos. Das war: *cuál era la palabra* [wie war noch das Wort, Anm. des Verf.]. Also alles voller Fehler. Da habe ich gemerkt, dass ich längst nicht so gut Spanisch konnte wie ich, zumindest Schreiben ...

I: Hm hm, ja.

R: ... wie ich dachte. Na ja, und dann, ehm, dann da hab' ich, dadurch dass ich so, ein bisschen so Anklage [sic] an die Chilenen eingestellt habe.

I: Hm

R: Das war auch wahrscheinlich die Zeit nach dem Pinochet und so, dass es keine, keine Konzerte, Rockkonzerte mehr gab oder so was. Ich dachte, es wäre alles so

unterentwickelt (3 Sek. Pause). Ehm, dadurch hab' ich eben nicht wirklich fließend Chilenisch sprechen gelernt.“ (251–263)

Die Anklagen gegenüber Chilenen entsprechen, meiner Ansicht nach, einem Versuch von Rubens, die verlorene Kontrolle über die Situation wieder herzustellen. Dabei bezieht er eine radikale Position der Abneigung und Abwertung von Chilenen. Mit anderen Worten, Rubens reagiert auf einen stark veränderten Kontext mit einer Selbstdifferenzierung gegenüber Chilenen. Rubens zieht sich dabei in die Sicherheit eines deutschen Lagers zurück und knüpft an einem kolonialen Diskurs an, um sein Verhalten zu rechtfertigen.

R: „Auch mit der, mit der Umweltverschmutzung (3 Sek. Pause). Oder, so Lächerlichkeiten, wie, weißt du, Lächerlichkeiten sind es nun eigentlich nicht. Aber, ich fand's unglaublich, wie die Leute hier mit Müll umgingen und mit Spraydosen und, also sich, ehm, Antiinsektenspray, ehm ...

I: Hm hm

R: ... auf den Körper sprühten, ohne Ende, ehm. Fand ich schon seltsam, also umweltfeindlich. Damals wurde ich dafür ausgelacht. Wurde das. Ich war ein absoluter Anti-Raucher

I: Hm hm

R: Wurde ich auch für ausgelacht. Bis ich dann selbst angefangen hab' zu rauchen.“ (60–67)

Obwohl man nicht behaupten kann, dass Rubens von Chilenen aus seinem Umfeld diskriminiert und ausgegrenzt wird, so scheint es trotzdem eine gewisse Distanz gegenüber Rubens zu geben. Man lacht ihn aus; man nimmt ihn nicht ernst. Rubens empfindet außerdem, dass seine chilenische Zugehörigkeit ständig in Frage gestellt wird: Man erkennt ihn nicht als Chilenen. Rubens sucht in dieser Hinsicht nach Anhaltspunkten, die seine Sichtbarkeit im chilenischen Kontext erklären könnten. Sein Aussehen kann es nicht sein, da Rubens nicht einem Europäer gleicht. Also muss es etwas anderes sein. Schließlich meint Rubens, dass er hauptsächlich aufgrund seiner verschiedenen Sprachakzente (deutsch und bolivianisch) auffällt.

R: „Und, ich hatte auch als, ehm, ich hatte erst richtig spät richtig Spanisch gelernt und dadurch habe ich, ehm, wurd' ich bis, bis, bis, also bis sehr spät wurde ich immer wieder gefragt, wo ich herkomme. Wo ich in Deutschland gewohnt habe. Und ich kann mir nur deswegen erklären, dass ich gefragt wurde.

I: Hm

R: Weil ich nicht wie ein Europäer aussehe. Oder wie jemand, der, du musst Europäer sein [...] Ich konnte, ich konnte als ich herkam ziemlich gut Spanisch. Also ich hab, sagen wir mal, alles verstanden, einige, einige Worte nicht. Konnt' (2 Sek. Pause) nicht, nicht, nicht ganz fließend sprechen, aber ich konnte gut sprechen. Aber (2 Sek. Pause), und hatte immer noch ein starken deutschen Akzent [...] Dann bin ich noch nach Bolivien oft geflogen. Mein Vater hat damals noch stark Bolivianisch gesprochen. Und, irgendwann hat sich das, hat sich das dann gemischt. Aber ich wurde dann immer noch, ich weiß noch, dass ich nach Jahren immer noch gefragt, wo ich herkomme. Das war eigentlich eigenartig.“ (236–249/265–267)

Als Rubens in Chile ankommt, hatte er in Deutschland gerade die Grundschule abgeschlossen. Er kommt also in die 5. Klasse einer deutschen Begegnungsschule. Doch Rubens fühlt sich auch hier nicht wohl. Er zeigt eine starke Abneigung gegenüber der deutschen Schule.

R: „Ich hab die Schule jahrelang gehasst.

I: Hm

R: Aber andererseits, gab's auch keine besseren Möglichkeiten.

I: Weshalb hast du sie gehasst?

R: Weil (3 Sek Pause), es war eine sehr unpersönliche Schule.“ (1004–1008)

Rubens besucht an der deutschen Schule erwartungsgemäß eine Muttersprachenklasse, wo er hauptsächlich mit deutschen Mitschülern und deutschsprachigen Chilenen in Kontakt kommt.

I: „Und warst du in der [Muttersprachenklasse, d. Verf.]?

R: Hm hm (zustimmend) [...] Bei uns waren auch viele, viele Deutsche und deutschsprachige *chilenos* [Chilenen, Anm. des Verf.]. Also wir haben, die meisten haben da Deutsch gesprochen. Im Gegensatz zu anderen [Muttersprachenklassen, d. Verf.], die Chilenen haben.

I: Hm hm

R: Das heißt, Klassen über mir haben sie auch sehr viel Deutsch gesprochen, aber die Klasse über mich, über mir war, hat sehr wenig Deutsch gesprochen. Die übrigen auch.“ (558–567)

Eine Mehrheit seiner deutschen Schulfreunde scheint Rubens Meinung gegenüber Chile zu teilen und hält ihn demzufolge weiterhin davon ab, sein soziales Netzwerk außerhalb der Schule zu erweitern.

R: „Also auch vorher war einerseits Schule ...

I: hm hm

R: ... und die meisten eben auch so, was ist das für'n Land, so unorganisiert und ...“ (82–84)

So kommt es, dass Rubens mehrere Jahre lang in Chile verbringt, ohne eine wirkliche Beziehung zu diesem Land aufbauen zu können. Er will nur so bald wie möglich wieder nach Deutschland zurückkehren.

R: „Welche Beziehung ... also ich hab als ich Kind war, also, ich würd' sagen bis, bis 14, 15 Jahre, hab' ich, hab' ich mit Chile überhaupt keine Beziehung gehabt. Also ich wollte so schnell wie möglich wieder zurück.“ (25–27)

Rubens Situation in Chile entspricht einer Ortsverschiebung, weil er sich an einem Ort befindet, aber an einen anderen Ort denkt (vgl. bei Gutiérrez Rodríguez 1999; auch John 1996). Ich habe diesen Zustand als innere Entortung bezeichnet⁶. Entortung ist ein Begriff, der in der Literatur nicht ausreichend de-

6 Dabei steht das Konzept der inneren Entortung in Zusammenhang mit dem Begriff der ventriloqualen Phantasie (ebd.). Ventriloquale Phantasie beschreibt nämlich eine diskursiv hergestellte Erinnerung, die dadurch entsteht, dass eine Person an einem Ort lebt, aber an einen anderen denkt. Dabei bezieht sich ventri-

finiert wird. Dabei spricht man einerseits von Entortung als Gegenteil von Verortung, d.h. als Loslösung von einem Ort. Ein Beispiel dafür sind virtuelle Räume im Internet, die als entortet betrachtet werden können, weil sie an keinem konkreten Ort lokalisiert sind. Andererseits bezieht sich der Begriff der Entortung aber auch auf den Zustand einer Person, der mit der Erfahrung innerer Verzweiflung verbunden ist. In diesem Sinn wird Entortung mit dem Gefühl der Heimatlosigkeit verknüpft. Ich ziehe es jedoch vor, Heimatlosigkeit und Entortung zumindest teilweise zu unterscheiden. Denn wir werden später sehen können, dass Rubens sich in Deutschland zuhause fühlt, doch in einem Zustand der aufgezwungenen Entortung lebt.

Gutiérrez Rodríguez schlägt in diesem Zusammenhang einen Begriff der Entortung vor, der durch die Weigerung eines Staates hervorgerufen wird, jemanden als Mitglied anzuerkennen. Entortung bezieht sich dabei auf eine Absprache lokaler Verortung. Das ist bei Rubens – zumindest in Chile – nicht der Fall, da er die chilenische Staatsangehörigkeit besitzt und seine Präsenz im Land auf keiner Weise abgesprochen wird. Dennoch erlebt Rubens eine offensichtlich Ortsverschiebung. Demzufolge habe ich den Begriff der Entortung erweitert: Ich verstehe unter Entortung einen paradoxen Zustand, in dem sich eine Person gleichzeitig an einem Ort befindet und nicht befindet. Dieser Zustand kann von anderen aufgezwungen worden sein – aufgezwungene Entortung – oder als innere Entortung erlebt werden. Im ersten Fall handelt es sich um den Begriff der Entortung so wie in Gutiérrez Rodríguez vorschlägt. Im letzten Fall lebt die Person an einem Ort, aber denkt an einen anderen. Die Aufspaltung im Rahmen innerer Entortung steht dabei in einer engen Verbindung zu einem beeinträchtigten Wohlbefinden und fehlenden Heimatgefühlen.

Rubens Situation in Chile ändert sich, als er etwa 14 oder 15 Jahre alt ist. Er beschreibt diese Zeit als einen tiefen Wandel, der seine Haltung gegenüber Chile verändert. In dieser Hinsicht gibt Rubens seine ablehnende Einstellung gegenüber Chile auf und lernt zu schätzen, was er hier hat.

R: „Wichtige Momente? (10 Sek. Pause) Vielleicht auch, wie ich vorhin erzählt habe, in dem Moment, als ich angefangen hab zu rauchen, weil sich da auch alles (macht Geräusch: Bruch) geändert hat. Also von dem absoluten Anti-Raucher, plötzlich dann ein Raucher und dann. Auch, und damit etwa auch verbunden, die, von der anti-chilenischen Einstellung zur chilenischen Einstellung.“ (518–522)

Indem Rubens bestimmte Verhaltensweisen der chilenischen Jugendkultur übernimmt (rauchen, trinken), erweitert er seinen Freundeskreis und lernt Menschen außerhalb seiner Schule und Familie kennen. Sein Umgang mit anderen Jugendlichen wird dadurch lockerer und offener.

R: „Also, wie gesagt, dass ich dann, ehm, so vierzehn, fünfzehn Jahre alt war, habe ich dann angefangen zu rauchen, zu trinken, Freunde kennen lernen. Und es war dann *buena onda*, *loco* [Gute Wellenlänge, Anm. des Verf.] (Interviewerin lacht) Sind wir in den Norden gefahren ... Habe ich das einfach zu schätzen gewusst, was

loquale Phantasie auf den Diskurs über den abwesenden Ort, während innere Entortung den Zustand der Ortsverschiebung bezeichnet.

es hier gibt [...] Und ich meine nur, dass es wichtige Momente waren, weil ich, weil ich eben, ich hätte weiterhin ein *nerd* [Englisch i. Orig.] sein können oder so. (?) und so. Aber es war schon auf der anderen Seite ganz gut, weil ich, ehm, für die *experiencia* [Erfahrung, Anm. des Verf.] (?) wahrscheinlich sehr wichtig, offen zu sein und mit Leuten umgehen können und so. Wenn ich diese, diese Erlebnisse nicht gemacht hätte, dann, dann wäre ich halt nicht so offen, würd ich sagen.“ (77–80/524–530)

Zusammen mit seinen neuen Freunden, reist Rubens auch in Chile herum und lernt Orte kennen, die er zuvor nie gesehen hatte.

R: „Und dann ging es los auf die, ehm, na, wie heißt das? Z. [Ortsname, Anm. des Verf.], sind wir alle hingefahren, alles Orte, die ich gar nicht kannte. (räuspert). F. [Ortsname, Anm. des Verf.], ehm, P. [Ortsname, Anm. des Verf.] und so.

I: Hm hm

R: Und, ich konnte gar nicht mitreden und, und hab' da noch gar nicht mitgeredet bis es dann eben (3 Sek Pause), bis ich dann eben angefangen hab' das alles mitzumachen.

I: Hm

R: Also, irgendwann kam der Moment, dass ich dann selbst, dass, dass ich dann mit Freunden nach Bolivien gefahren bin (3 Sek Pause) statt in den Süden mit meinen Eltern. Und ja, dann habe ich auch andere Leute aus der Schule gekannt, die nicht in der Schule waren, kennen gelernt. (3 Sek Pause) Das war der, also das erste Mal, dass ich wirklich so angefangen hab, die Leute kennen zu lernen.

I: Hm

R: Nicht direkt aus der Schule oder mit irgendwelchen Sachen, die mit ihr zu tun hatten.“ (543–555)

Die Umstände, die Rubens zu diesem Wandel bringen, bleiben relativ unklar. Er selbst stellt die Situation so dar, als hätte er zu einem gewissen Zeitpunkt die Entscheidung getroffen, sich in Chile zu integrieren.

In gewisser Hinsicht kann man also bei Rubens ebenfalls von der Existenz einer situativen Differenz Erfahrung durch Migration sprechen. Sie umfasst sowohl die Auseinandersetzung mit einem unterschiedlichen Kontext als auch die Verhandlung von Identitäten mit Chilenen, Deutschen und Deutsch-Chilenen. Die Differenz Erfahrung erstreckt sich in diesem Fall über mehrere Jahre hinweg, bis Rubens in der Adoleszenz sich schließlich sicher genug fühlt, um eine Integration in chilenischen Personenkreisen zu wagen. So kann man auch hier einen gewissen zeitlich begrenzten Rahmen beobachten, obwohl der Abschluss der situativen Differenzphase im Vergleich zu anderen Fällen nicht sehr eindeutig bzw. nicht sehr erfolgreich zu sein scheint.

Das jahrelange Gefühl, anders zu sein, beeinträchtigt Rubens Wohlbefinden in Chile und unterstützt seine Sehnsucht nach Deutschland. Obwohl er mittlerweile gut integriert ist und sogar eine feste Beziehung hat, gibt er seinen Wunsch, nach Deutschland zurückzukehren, nicht auf. Es ist eben ein Wunsch, den er seit seiner Kindheit hat. Darüber hinaus ist Rubens davon überzeugt, dass das Studium der ernsten Musik in Deutschland besser ist.

R: „Wegen des Studiums und weil ich, seit, seit der Kindheit eben immer diesen Gedanken hatte, zurück, nach der Schule, so bald, so bald ich darf, zurück.“ (419–420)

Dabei muss man jedoch hinzufügen, dass Rubens aufgrund seiner Freundin seine Lebensplanung zu diesem Zeitpunkt in Frage stellt. Eigentlich wollte er nach Deutschland auswandern und sich dort endgültig niederlassen, doch seine Freundin bringt seine Pläne durcheinander.

R: „Ich glaub auf jeden Fall ist es der Moment gewesen, in dem ich meine Freundin kennen gelernt habe. Als ich da eben alles umge-, also jetzt die gesamte Lebensplanung ist da umgestimmt [...] Und, ehm, wir sind zusammen nach Bolivien Urlaub gefahren. Ja und dann sind wir dort zusammengekommen, aber ich hatte, ich hatte keine ... ich hatte gar nicht gedacht, dass wir da zusammenkommen würden. Aber es kam so und es ist so geblieben und deswegen ist es nun so schwierig, auch wieder, also jetzt [nach Chile, Anm. des Verf.] herkommen zu müssen. Normalerweise würde ich jetzt, jetzt nicht kommen. Wenn, später. Im (?). Vielleicht nach der Arbeit oder so.“ (506–513)

Rubens verzögert seine Abreise zunächst um ein halbes Jahr, weil seine Freundin ihn nicht gehen lassen möchte.

R: „Ein Jahr danach, also ich hab ein ... Ich wollte erst ein halbes Jahr, weil ja dort ... also ich hab' ich wollt Musik studieren und dann hat, ehm, da kann man nur zum Wintersemester, also die Aufnahmeprüfung ist im Juni und dann wollte ich im Juni dahin fliegen (3 Sek Pause) und da hab' ich das erst einmal für ein halbes Jahr verschoben wegen meiner Freundin und so weiter und so fort.“ (94–97)

Doch am Ende zieht Rubens es trotzdem durch, lässt seine Freundin in Chile zurück und geht nach Deutschland, um dort an einer Musikhochschule zu studieren. Die Rückkehr nach Deutschland entpuppt sich dabei als eine erneute Migration und nicht wirklich als eine Rückkehr. Vieles kommt ihm zwar bekannt vor, doch andere Dinge hatte er ganz anders in Erinnerung. Rubens versucht, alte Freunde wieder zu treffen, aber entdeckt, dass er zu den meisten keinen richtigen Kontakt mehr hat. Er sieht sich gezwungen, einen neuen Freundeskreis aufzubauen.

Dennoch scheint Rubens durch diese Migration keine erneute situative Differenzenerfahrung zu machen. Das bedeutet nicht, dass er in Deutschland überhaupt keine Differenzenerfahrungen mehr macht, doch diese sind nicht zeitlich begrenzt, wie es ansonsten bei situativen Differenzenerfahrungen üblich zu sein scheint. Darüber hinaus erlebt Rubens den erneuten Kontextübergang nicht als Bruch oder Diskontinuität. Rubens Differenzenerfahrungen sind diesmal weniger an den Kontextwechsel gebunden, sondern haben sich vielmehr in seinen Alltag installiert. Das Gefühl, anders zu sein, ist nun kontinuierlich präsent. Der Kontextwechsel führt daher nur zu einer Verschiebung des Andersseins. In diesem Zusammenhang kann man behaupten, dass die situative Differenzenerfahrung habitualisiert wurde und sich zu einer kontinuierlichen Differenzenerfahrung entwickelte.

Andererseits verfügt Rubens in Deutschland über verschiedene Anhaltspunkte, die ihm das Gefühl von Kontinuität vermitteln. So wiederholt Rubens in gewisser Hinsicht die Geschichte seines Vaters, da er die gleiche Universität wie sein Vater besucht und ebenfalls Musik studiert. Er kehrt auch in die gleiche Stadt zurück, wo er seine Kindheit verbrachte. Schließlich nimmt Rubens auch Kontakt zu den ehemaligen Freunden seiner Eltern auf.

R: „Ich hatte mehr Kontakt zu den Freunden von meinen Eltern behalten

I: Hm hm

R: Zu denen hab ich irgendwie viel Kontakt gehabt. Innerhalb H. [Stadt in Deutschland, Anm. des Verf.], weil wir vorher auch in H. gelebt haben.“ (131–135)

Es ist offensichtlich, dass Rubens sich sehr stark mit Deutschland identifiziert. Wenn er in Deutschland unterwegs ist, fällt er auch nicht besonders auf: Sein Aussehen ist neutral, sein Verhalten ist unauffällig er spricht fließend Deutsch. Niemand würde auf die Idee kommen, dass er anders ist. Doch die Geschichte hat einen Haken: Rubens besitzt nicht die deutsche Staatsangehörigkeit. Das bereitet ihm Schwierigkeiten mit Arbeitsverträgen und schränkt insgesamt seine Perspektiven in Deutschland ein.

R: „Also im Moment werde ich dort als Ausländer nicht, nicht so direkt erkannt. Aber es ist, es wird immer wieder deutlich durch die, ehm, Arbeitserlaubnis, Aufenthaltserlaubnis, usw. Und das ist schon im Grund Feindlichkeit?, weil ich nicht überall, also, jeden Job annehmen kann, den ich haben möchte oder so. Und wenn ein Job besetzt wird dann, einfach sagen wir mal dann; muss schon was, was, was sein, wo, wo der Betreffende mich wirklich haben möchte und dann müssen sie, ehm, sich darum kümmern. Ich hab letztes Jahr in der Oper gearbeitet und das ging dann so über die (?). Also ich habe das praktisch als Praktikum gemacht. Für ein Jahr (3 Sek. Pause). Obwohl das einfach meine Arbeit war. [...] Und, also ich hab das erst mal so gemacht. Die ersten drei Monate, für diese drei Monate ging ‘ne Arbeitserlaubnis, glaub ich. Und dann, ehm, hab ich eben gesagt, dass es ein Praktikum ist, das ist wichtig für mein Studium, das eigentlich auch stimmt (3 Sek. Pause). Und dann hab ich, ehm, ja dann hab ich die Arbeitserlaubnis für dieses Jahr bekommen. Aber dann nicht darüber hinaus. Wenn die Oper sagen würde, ok, wir brauchen dich ganz dringend, dann, dann hätten sie mir wahrscheinlich auch ‘ne Arbeitserlaubnis gegeben. Aber sie sagen mir, ok, wir gucken, suchen wir andere Leute, gibt nicht genügend Geld. Und das ist das Problem (sagt er fast flüsternd).“ (207–222)

Und obwohl Rubens kein Opfer von Rassismus und Ausländerfeindlichkeit ist, so ist ihm bewusst, dass Ausländer in Deutschland davon bedroht sind. Doch Rubens schreibt die Verantwortung für eine Ausgrenzung in Deutschland den Ausländern selbst zu. Er meint, sie seien verschlossen und würden sich nicht genug anpassen. Dabei grenzt sich Rubens von anderen Ausländern in Deutschland ab und situiert sich auf der Seite der Deutschen.

R: „Also, ich weiß nicht, wie es wäre, wenn ich ... Also, ich hab, ich hab schon Skinheads und so getroffen, aber die haben mich nicht als Ausländer erkannt.

I: Hm hm

R: Ich weiß nicht, wie es wäre, wenn sie, wenn sie wüssten, wissen würden, dass ich Ausländer bin (3 Sek. Pause), aber mich trotzdem anpasse. (4 Sek. Pause) Also, viel

mehr angepasst als diese geschlossenen türkischen und asiatischen Kulturen, die nicht, nicht für andere Sachen offen sind.“ (470–475)

Rubens zieht es weiterhin vor, andere Chilenen in Deutschland auf Distanz zu halten, was man besonders anhand einer Analyse seines Netzwerkes erkennen kann. Er differenziert sich auch stark von lateinamerikanischen Klischees.

R: „Und fanden diese *cumbias* [Tanzart, Anm. des Verf.], noch ganz die billigsten *cumbias* sind, sind die besten.

I: Ja, passiert mir manchmal auch (Gelächter)

R: Das find ich auch unheimlich, dass wir das schon tanzen. Für Angelegenheiten. Also mit der Musik auf jeden Fall. Hmm (überlegt) (4 Sek Pause) Ich könnt mich nicht, also, der absolute der Latinotyp, ehm, einschätzen würd' Also, *salsa* [Tanzart, Anm. des Verf.] tanzen und so können andere besser. Können sogar Deutsche besser als ich. Hab's mal versucht, aber, ist nicht wirklich mein' (lächelt), meine Stärke.“ (321–326)

Seine deutschen Freunde finden ebenfalls, dass Rubens kein typischer Ausländer ist, da er sich in Deutschland vollkommen anpasst. Mehr noch, manchmal wirkt Rubens sogar deutscher als die Deutschen.

R: „In, in Deutschland (3 Sek Pause), ehm, die engeren Freunde sehn, sehn schon als Chilenen an. Aber, (3 Sek Pause) ehm (3 Sek Pause), sehn auch, dass ich mehr, also, mich mehr an, an Deutschland anpasse als sich andere Deutsche dort anpassen.

I: Hm hm

R: Ehm, das hat mir auch (?) ehm. Was weiß ich, 'nen, 'nen Freund, der hat, aus H. [Stadt im Norden Deutschlands, Anm. des Verf.], der, der meinte, er find's unglaublich, dass ich, dass ich nicht deutsch, äh, die Staatsangehörigkeit bekommen kann, geschweige Arbeitserlaubnis und so. Und deshalb sagt er, spaßeshalber auch, im nächsten Jahr? woll'n sie mich nehmen zum Abwaschen und so. (Gelächter) Weil ich gerne immer gleich abwasche. So 'ne Sache ist, ich wasche meine Sachen nach dem Essen immer gleich ab.

I: Hm hm

R: Und andere sind dagegen so, dass sie die Sachen erst mal lange stehen lassen und dann, wenn's sein muss, abwaschen.“ (450–461)

Doch auch Rubens Überanpassung hilft ihm nicht weiter bei der Tatsache, dass er keine deutsche Staatsangehörigkeit besitzt. Von allen Interviewpartner ist Rubens daher der einzige, der aus diesem Grund in einem Zustand der aufgezwungenen Entortung lebt. Seine ersehnte deutsche Zugehörigkeit wird ihm vom deutschen Staat abgesprochen und verweigert. Seine Zukunftsperspektiven in diesem Land sind dadurch stark limitiert. So hat Rubens zum Beispiel keine Möglichkeit, sein Aufenthaltsrecht nach Ende seines Studiums zu verlängern.

Doch es gibt noch einen weiteren Anlass, der Rubens Aufenthalt in Deutschland erschwert: seine Freundin in Chile. Die Beziehung hat die lange Trennung – immerhin fast acht Jahre – mehr oder weniger gut überstanden.

R: „Ja, am Anfang war das anstrengend. Danach ging's gar nicht mehr. Also wir haben dazwischen Schluss gemacht. Und jetzt, seitdem jetzt klar ist, dass ich dann herkomme, läuft das wieder. Auf vollen Touren (lächelt)“ (152–155)

Ein Grund, weshalb Rubens plant, wieder nach Chile zurückzukehren ist also seine Freundin. Beide wollen heiraten, sobald Rubens mit seinem Studium in Deutschland fertig ist.

R: „Also ich werde nächstes Jahr hier [Chile, Anm. des Verf.] herziehen, weil wir, ich heirate jetzt (?) und da bin ich mal gespannt, wie das wird, ehm (3 Sek. Pause), längerfristig dann hier [Chile, Anm. des Verf.] bleiben zu müssen. Also weil, wenn ich manchmal dran denke, dass ich dann dort [Deutschland, Anm. des Verf.] ganz abbrechen muss mit allem ... Wird schon ganz einfach. Aber, mal gucken, also ich denke gar nicht lieber darüber nach.“ (33–36)

Diese Entscheidung fällt Rubens alles andere als leicht. Wenn es nach ihm ginge, so würde er überhaupt gar nicht nach Chile zurückkehren.

R: „Also meinetwegen würd ich, weiß nicht, erst mal nicht herkommen. Beruflich ist nicht das optimale hier.“ (157–158)

Rubens sucht schon jetzt die Möglichkeit, wieder in Deutschland leben zu können. So hat er seine zukünftige Frau gebeten, dass sie mit ihm ein paar Jahre in Europa verbringt. Sie hat im Prinzip auch nichts dagegen. Das Problem ist, dass beide unterschiedliche Vorstellungen eines solchen Aufenthaltes haben.

R: „Wir wollen, also nächstes Jahr heiraten und dann nach ein Jahr irgendwann mal nach Europa ziehen für ein, drei bis fünf Jahre

I: Hm hm. Und weshalb?

R: Ehm. Also für mich, weil ich das gerne auf jeden Fall möchte und, ehm, sie hat, ich weiß nicht, sie war damit einverstanden. Komischerweise, als ich gesagt habe: ja, nur fünf Jahre – fünf Jahre sind ja eh nicht lange –, meinte sie: ‚was?! So lange?‘

I: Hm

R: Unmöglich. Also, darüber müssen wir uns noch einigen.“ (192–199)

Die Frage nach dem zukünftigen Lebensort bringt Rubens und seine Freundin offensichtlich in einen Konflikt. So ist sie der Meinung, dass Rubens in Chile leben sollte.

R: „Also meine Freundin denkt auf jeden Fall, ich gehöre zu Chile. (3 Sek Pause) Sie ist auch, sie meint auch, dass hier all meine Familie ist und so, dass ich auf jeden Fall hier bleiben sollte.“ (440–441)

Im Gegensatz dazu möchte Rubens gerne in Deutschland leben oder zumindest hin und her pendeln.

R: „Und ich muss irgendwie gucken, dass ich, also ich will auch den Kontakt zu Deutschland nicht verlieren. Mal gucken, wie sich das regeln lässt.

I: Hm hm

R: Mal für ein paar Monate ‘rüberfahren oder so. Zwei Monate im Jahr. Mal gucken. [...] Also schön wär’s, wenn man so unabhängig ist, dort Projekte zu machen und dann hier welche, usw. Aber das ist natürlich schwer. Also, ‘ne feste Stelle irgendwo ist immer, immer sicherer. Deswegen, ist das, ist das einfach mein Traum. Mal gucken. Wenn’s irgendwas hat, dann wird’s wieder gut. Aber es ist dort wahnsinnig schwieriger, weil, weil es dort mehr Konkurrenz gibt. Da muss man schon am Ort

sein. Wenn ich dort fest sein würde und eben in den Ferien hierher kommen würde, würde es einfacher. Würde.“ (180–190)

Angesichts seiner Lage entwirft Rubens ein mobiles Konzept von Zuhause. Demzufolge ist Zuhause dort, wo man gerade wohnt. Das heißt, zurzeit befindet sich Rubens in Deutschland zuhause⁷.

R: „Ich definiere unter zuhause, wo man, wo man gerade wohnt. So jetzt einfach pauschal gesagt [...] Jetzt bin ich in Deutschland zuhause.“ (481–482/492)

Andererseits verbindet Rubens Zuhause mit Wohlbefinden und Nicht-Fremd-Sein. Zuhause ist weiterhin eine Einstellung, über die man selbst entscheiden kann.

R: „Hab’ ich dann manchmal auch versucht, hm, ausdrücken, dass, dass ich (3 Sek. Pause) Ich fühl’, dass statt dass ich mich überall als Ausländer fühlen sollte, fühl’ ich mich lieber überall zuhause.“

I: Hm hm

R: Und das klappt. Das ist eine Einstellung davon, ehm, wenn ich dort bin, dann, dann komm’ ich mit den Sachen klar“ (428–432)

Es ist offensichtlich, dass Rubens gegen die Entfremdung in Chile und Deutschland kämpft. Er möchte sich nicht ständig anders, sondern sich überall zuhause fühlen. Doch der Versuch, Zuhause und Wohlbefinden auf Kommando einzustellen, scheint nicht immer zu gelingen. Also bleibt nur noch eine Möglichkeit: Nicht mehr nach dem Zuhause fragen.

R: „Und ja, und jetzt bin ich einfach der Meinung, dass man überall sich wohl fühlen muss. Nicht fragen darf, wo, wo man zuhause ist, und so.“ (30–31)

Rubens Frage nach dem Zuhause zeigt uns, dass Differenzenerfahrungen in seinem Leben mittlerweile zu einem kontinuierlichen Erlebnis geworden sind. Egal, wo er sich befindet, ob in Chile oder Deutschland, die Sache ist, er ist immer anders. Er ist ständig eine Ausnahme.

R: „Also, für mich ist immer das Problem gewesen, dass ich nirgends als wirklich, ehm ... also ich war immer, immer irgendwie eine Ausnahme. Hier wurde ich immer wieder gefragt, wo ich herkomme, wahrscheinlich, weil mein Spanisch nicht, nicht wirklich ganz fließend ist. Meistens.“

I: hm hm

R: Und, in Deutschland sowieso, die Arbeitserlaubnis und Arbeitgenehmigung, dergleichen?“ (9–13)

Dementsprechend fühlt Rubens sich weder als Deutscher noch als Chilene.

R: „Wie gesagt, ich, ich könnte nicht ... Also wenn dann, würde ich, ich bin Chilene, dann würde es nicht ganz stimmen, weil ich, weil ich, weil ich ... Gibt Sachen, die hier nun nicht ganz passen.“

⁷ Interessant ist zu bemerken, dass Rubens als einziger Interviewpartner spontan über das Thema des Zuhause-Seins spricht.

I: Hm hm. Und wenn du sagen würdest, du bist Deutscher?

R: Dann stimmt's auch nicht.“ (435–438)

Andererseits hat er etwas von beiden Seiten.

R: „Ehm, hat auf jeden Fall auch, also, das heißt, vorhin auch vergessen, dass auf beiden Seiten was anderes, wenn man, wenn man, wenn man zwei Welten in sich hat.“ (326–328)

Simon: Zwischen Selbständigkeit und Bindung

Simon ist zum Zeitpunkt des Interviews 21 Jahre alt. Er wurde in Chile geboren und besitzt die deutsche sowie auch die chilenische Staatsbürgerschaft. Das Interview wurde in Chile durchgeführt, obwohl Simon eigentlich in Deutschland Volkswirtschaft studiert. Vor ein paar Monaten reiste er jedoch kurzfristig nach Chile, weil sein Bruder gestorben war. Seitdem befindet er sich in Chile und weiß noch nicht, ob er nach Deutschland zurückkehren soll oder nicht. Das Interview wurde auf Spanisch geführt⁸.

Simons Mutter ist Deutsch-Chilenin, während sein Vater die chilenische und die italienische Staatsangehörigkeit besitzt. Ende der 80er-Jahre hatten Simons Eltern eine Menge Geld angespart, mit der sie entweder ein Haus kaufen oder einen Aufenthalt im Ausland finanzieren wollten. Sie entscheiden sich für die letzte Alternative. Simon führt die Entscheidung seiner Eltern, eine Zeit lang in Europa zu leben, auf ihre Abenteuerlust zurück. Ob es andere Gründe für eine Auswanderung gab, ist schwer zu sagen. Simons Eltern gehen auf jeden Fall in Bezug auf ihre Auswanderungspläne sehr pragmatisch vor. Sie bewerten die in Frage kommenden Aufenthaltsorte – d.h. Deutschland oder Italien – anhand konkreter Anschlussmöglichkeiten, wie zum Beispiel Arbeitsmöglichkeiten und Kontakte und entschließen sie sich schließlich für Deutschland. Ihre erste Absicht war es, etwa zehn bis zwölf Jahre in Deutschland zu bleiben. Doch es vergehen nur acht Jahre in Europa, bis sich die Familie erneut die Frage nach dem Lebensort stellt. Da die Arbeitslage in Deutschland unsicher geworden war und die Situation in Chile besser zu sein schien, beschlossen sie, wieder nach Chile zurückzukehren.

Simons Erzählung beginnt mit seinem ersten Aufenthalt in Deutschland, der für ihn sehr entscheidend war, weil er dort einen wichtigen Teil seiner Kindheit verbrachte. Er war etwa fünf oder sechs Jahre alt, als er in dieses Land gebracht wurde. Ähnlich wie bei Vera oder Rubens hinterlässt diese Migrationserfahrung, laut Simon, keine nachhaltigen Spuren.

S: „Ich bin mit sechs Jahren gegangen. Aber nein, ich glaube es war vorher, als ich noch kleiner war, ich weiß nicht, nein, mit fünf Jahren. Das hat keine wesentlichen Spuren hinterlassen. (Freundin verabschiedet sich). Also habe ich im Grunde meine gesamte Kindheit in Deutschland verbracht. Hauptsächlich meine Kindheit. Das ist, was ich tatsächlich in Erinnerung habe. Und meine Jugend in Chile.“ (53–57)

8 Die Übersetzung der Zitate erfolgte durch den Verfasser.

Simon erläutert seine Erfahrungen in Deutschland stets im Gegensatz zu seiner späteren Erfahrung in Chile. Er lebte auf dem Land, wo er als Kind ein sehr selbständiges Leben führte. Die Unabhängigkeit und Bewegungsfreiheit in Deutschland wären für gleichaltrige Kinder in Santiago undenkbar gewesen. Hiermit macht Simon u.a. auch auf die Unterschiede zwischen einem Leben in der Stadt und einem Leben auf dem Land aufmerksam.

S: „Na ja, dort, das ist noch ein weiterer Unterschied zu Chile, das ist die Freiheit, die man dort als Kind hat. Das heißt, zumindest ich. Ich wohnte in einem Dorf und hatte viel Freiheit. Ich besuchte meinen Freund mit dem Fahrrad, ich ging viel aus. Aber alleine. Das verliert man, wenn man hier in Chile ist. Ganz besonders in Santiago, wo die Menschen an der Schule zwischen Schule, Zuhause, M. [deutsch-chilenischer Sportverein, Anm. des Verf.], Zuhause, bei Freunden, Zuhause pendeln. Es ist so wie, du befindest dich niemals an einem offenen Ort. So bewegen sie sich unabhängig durch die Straßen und gehen dorthin und hier hin und zum Supermarkt, zum Wald. All diese Sachen. Das alles finde ich wichtig [...] Das heißt, wir wohnten nicht auf einem kleinen Dorf, aber eben auf einem Dorf (2 Sek. Pause), das sich in der Nähe einer Stadt befand. So haben wir uns nach der Schule mit einem Freund getroffen, wir gingen in den Wald uns spielten, dass wir Ritter waren. Oder wir suchten die Bunker des zweiten Weltkrieges (lacht). All diese Dinge. Das sind Freiheiten, die man hat, wenn man Kind ist. Sie sind hier nicht so selbstverständlich.“ (71–82)

Genauso wie Rubens besitzt auch Simon ein unauffälliges Aussehen, das weder in Deutschland noch in Chile Aufsehen erregt. Das hat wahrscheinlich dazu beigetragen, dass Simon in Deutschland nicht als anders erkannt wurde und sich selber auch nicht anders fühlte. Zumindest nicht aufgrund seiner Herkunft. Simon meint sogar, dass man mit einer deutschen Staatsangehörigkeit in Deutschland als Deutscher gilt, egal welchen Hintergrund man außerdem noch hat.

S: „Aber in Deutschland ist es so, dass (?) In Deutschland, wenn man Deutscher ist, ist man Deutscher. Man ist ein Deutscher, der im Ausland lebte. Ein Deutscher, der woanders lebte. Aber es ist so, wenn man einen deutschen Pass hat, dann ist man Deutscher.

I: hm

S: Und Ende der Diskussion (lacht) [...] In Deutschland sagen sie zu dir: ‚Du bist Chilene. Toll.‘ Aber es ist so, wenn du Deutsch sprichst und Deutscher bist und dich wie ein Deutscher ausdrückst, dann bist du Deutscher. Du kannst im Ausland leben und alles, aber für sie [Deutsche, Anm. des Verf.] bist du Deutscher.

I: hm hm

S: In Chile dagegen, bist du immer der Ausländer.“ (679–683/726–731)

Wahrscheinlich würden weitere Personen mit Migrationshintergrund in Deutschland eine vollkommen andere Geschichte erzählen. Die Diskrepanz zeigt jedoch nur, dass Simons Erfahrung in Deutschland nicht durch Differenz und Diskriminierung geprägt waren. Es war eine Erfahrung von Gleichheit. Ausgenommen der Lebensbereiche, die er in Deutschland mit anderen Chilenen teilt, fühlt sich Simon in Deutschland als Deutscher.

S: „Nein, weil in Deutschland habe ich das Deutsche gespürt. In Deutschland bin ich Deutscher [...] Aber in Deutschland ist es so, dass ich Deutscher bin und ich bin eben Deutscher. Das heißt, ich bin auch Chilene und all das und ich kenne Personen, andere Chilenen und all das. Doch es ist so, wenn ich, wenn ich mich nicht mit diesen Personen treffe, dann bin ich ausschließlich Deutscher.“ (749–755)

Doch diese Erfahrung von Gleichheit erzeugt bei Simon kein Wohlbefinden, sondern wirkt sich eher belastend aus. Simon fühlt sich von der Gleichheit in Deutschland bedroht: Er möchte nicht in der Masse der Deutschen untergehen. Wir begegnen in diesem Fall also einer Sehnsucht nach Individualität und Differenz. Differenz bedeutet in dieser Hinsicht nicht Diskriminierung, sondern Distinktion.

S: „Manchmal. Gut und manchmal bedeutete es für einen auch eine weitere Identität. Es war eine Möglichkeit, sich von der Masse abzuheben. Weil man in Deutschland, manchmal ist es dort so, dass man von der Masse aufgesaugt wird und beginnt, darin unterzugehen. Das heißt, weil in Deutschland ist alles irgendwie gleich. (Interviewerin lacht) Also man, wenn man klein ist, merkt man das nicht so sehr. Aber sobald man anfängt zu wachsen, erkennt man den Unterschied. Es kommt einem dann so vor, als würde man in der Masse der 80 Millionen Deutschen untergehen. Man bleibt irgendwie drinnen und ist nur einer unter vielen. Auszuwandern bedeutete also, dass man sich hervorheben konnte.

I: hm

S: Das heißt, auszuwandern machte aus einem etwas Besonderes und entzog einem aus dieser Masse.

I: hm hm

S: Das heißt, ich bin jetzt schon für immer markiert. Ich war schon hier und alles und wenn ich in Deutschland bin, ist es etwas anderes, weil ich im Ausland gelebt habe und ein anderes Land und eine andere Kultur kenne.“ (1007–1020)

Obwohl Simon es während des Interviews nicht direkt anspricht, so hat man den Eindruck, dass er am Gymnasium in Deutschland keine gute Erfahrung macht. Er zeigt zum Beispiel eine sehr kritische Meinung über das deutsche Schulsystem, indem er meint, dass die Beziehung zwischen Lehrern und Schülern sehr unpersönlich ist.

S: „Außerdem ist die Beziehung zwischen Lehrern und Schülern [in Deutschland, Anm. des Verf.] praktisch null. Das heißt, die Lehrer klären dich in dieser Hinsicht ganz genau auf.

I: hm

S: Weil die Lehrer gehen in den Unterricht und dann in das *Lehrerzimmer* [Deutsch i. Orig.] und es ist so, dieses Terrain ist heilig und kein Schüler kann auf keinen Fall hinkommen. Und so.“ (232–236)

Oder dass der Leistungsdruck am Gymnasium sehr stark ist.

S: „Hier [Chile, Anm. des Verf.] ist es weniger stressig als dort [Deutschland, Anm. des Verf.]

I: Ach so. Warum?

S: Weil man hier den Stoff nicht so *reingepaukt* [Deutsch i. Orig.] bekommt.

I: hm hm

S: Das heißt, ich war dort bis zur siebten Klasse am *Gymnasium* [Deutsch i. Orig.]. Und dort bekommt man [den Stoff, Anm. des Verf.] eingepaukt, eingepaukt, einge-

paukt, eingepaukt und eingepaukt. Und du musst immer mehr lernen, weil es nicht ausreichend ist. Also kommt man nach Hause, isst etwas und schon muss man lernen und lernen und lernen und lernen. Und Englisch, und dann Mathematik, Mathematik, Mathematik, Mathe- (kommt ins Stolpern). Es ist also so, das heißt, wenn man in die fünfte Klasse kommt, das ist ein harter Wechsel. Weil man von der *Grundschule* [Deutsch i. Orig.] in Deutschland kommt.“ (212–220)

Klassengemeinschaften in Deutschland halten weiterhin nicht ausreichend zusammen, weil ihre Klassenstärke durch systematische Restrukturierung kontinuierlich gebrochen wird.

S: „In Deutschland hatte ich nie den Eindruck, dass die Klasse ein Team war [...] Und so, man kommt in die fünfte Klasse und man wird mit Personen aus anderen Dörfern und so vermischt. Und dann wird man in der siebten Klasse noch mal komplett vermischt.

I: Das wusste ich nicht. Und wieso werden die Klassen neu vermischt (hustet)?

S: Das heißt, man vermischt sie, um vermeintlich die Klassenstärke [Deutsch i. Orig.] zu brechen [...] Weil die Klassen in Deutschland manchmal zu sehr zusammen halten, aber die Lehrer nicht so sehr zusammen halten. Das heißt, die Schule hält nicht so sehr zusammen. Wenn die Klasse dann zu sehr zusammen hält, dann stimmen sie sich ab und die Schule kann ihnen nicht entgegenwirken.“ (255/270–273)

Nach dem Interview bestätigt Simon den Eindruck, dass er in Deutschland keine guten Erfahrungen an der Schule machte: Er erzählt, dass er kurz vor seiner Abreise nach Chile aufgrund schwacher Schulleistungen vom Gymnasium auf die Realschule versetzt wurde. Man kann also vermuten, dass Simon während seiner letzten Zeit in Deutschland an der Schule womöglich stigmatisiert wurde. Es ist also nicht verwunderlich, dass er sich auf eine Rückkehr nach Chile freut. Chile bedeutet ihm die Möglichkeit, wieder neu anzufangen.

S: „Ich weiß nicht. Ich glaube, dass der wichtigste Moment in meinem bisherigen Leben, die Rückkehr nach Chile war. Das heißt, nicht jetzt, sondern als ich fünfzehn Jahre alt war und wir nach Chile zurückkehrten. Das war sehr markant. Ich war dort irgendwie genervt von der Schule, von meinen Freunden und all das. Als wir dann gingen, war das eine Möglichkeit, neu anzufangen. Das heißt, ich kannte nicht die Personen. Wenn man (räuspert) sich mit einer Gruppe von Personen befindet, so bleiben einige Sachen markiert (räuspert). Besonders, wenn man klein ist. Das heißt, wenn man sich mit diesen Personen zusammen befindet und all das (hustet), dann bleiben einige Dinge markiert. Was weiß ich. In diesem Alter bleibt zum Beispiel fest, dass du *nerd* [Englisch i. Orig.] bist. Oder wenn man viel Unsinn treibt, dann bist du der *Gasparín* [Caspar, das Gespenst, Anm. des Verf.] oder was weiß ich. Dann ist es manchmal wirklich schwer, die eigene Identität zu ändern. Das heißt (räuspert), es ist schwer, den anderen zu zeigen, dass man nicht mehr so sein möchte, dass man anders sein möchte. Das ist sehr schwer, weil die anderen dich weiter so, so, so, so, so (klopft auf den Tisch während er spricht) markieren. Also war ich mit meinen Freunden und meiner Gruppe genervt. Das heißt, ich wollte [auswandern, Anm. des Verf.]. Ich habe also meine Chance ergriffen. Ich habe den Moment bewusst genutzt. Und das war gut so.“ (963–976)

Das heißt, obwohl die Rückkehr nach Chile keine freiwillige Entscheidung ist, entwickelt Simon trotzdem eine eigene Motivation hinsichtlich dieser Migration.

S: „Für mich war die Rückkehr irgendwie anregend. Das heißt, als meine Eltern zu mir sagten: ‚Ja, kehren wir nach Chile zurück‘, da fand ich anregend. Es war keine Reaktion: ‚Nein, ich möchte nicht gehen‘.

I: Ja? Haben sie dir dort von Chile erzählt?

S: Klar. Wir sind auch zu Besuch gekommen und alles. Aber es war irgendwie, ich weiß nicht, ich fand es anregend, zurückzukehren.

I: hm hm

S: Etwas Neues kennen zu lernen, neue Menschen. Es war anregend. Deutschland war zu der Zeit auch etwas langweilig geworden.

I: Und warum?

S: Ich weiß nicht. Ich glaube, ich befand mich genau in einer Phase, wo ich neue Freunde suchen wollte

I: hm

S: Wo man sich bewegt und alles. So war Chile etwas anderes.

I: hm

S: Etwas Attraktives. Das heißt, es war anders, aber auch nicht so anders.

I: Wie anders und nicht anders.

S: Gut, etwas anderes, weil man nicht daran gewöhnt war, in Chile zu leben. Aber nicht so anders, weil man Chile schon kannte. Das heißt, ich hatte Verwandte hier und alles. Es war also anders, aber nicht so anders.

I: hm hm

S: Oder sagen wir mal, es war ein bekanntes Anderes.“ (122–139)

Dessen ungeachtet macht Simon bei seiner Ankunft in Chile eine situative Differenzenerfahrung. Diese umfasst hauptsächlich die Auseinandersetzung mit einem stark veränderten Kontext. Ähnlich wie Rubens macht auch Simon auf die chaotischen Zustände in Chile aufmerksam.

S: „Tja, und als ich dann in Chile ankam, war es, am Anfang war es unterhaltsam und alles. Aber dann gab es einige Reaktionen, manchmal

I: Wie zum Beispiel?

S: Sachen eben, wie zum Beispiel, dass man wütend wurde, weil die Sachen hier, die Dinge funktionierten nicht. Die Busse haben nicht gehalten, sie fahren sehr schnell, und es war wie, es gab ein generelles Chaos.

I: hm

S: Ich fühlte, dass die Autos sehr schnell vorbei fuhren und dass, und, und dass die Verkehrszeichen kaum beachtet wurden, wenn überhaupt. Es gibt eben ein Chaos-Ambiente. Später natürlich, lernt man, in dieser Gesellschaft auszukommen. Es ist nicht mehr so, man ist nicht so oft wütend, weil man sich irgendwie *durchwurstelt* [Deutsch i. Orig.]. Hier durch, dort durch und ups! Sich hier durchschlängeln, also man findet schon einen Weg. Aber am Anfang ist es, ist der Wechsel schwer.

I: ja?

S: Ja. Es ist eigentlich heftig. Manchmal kam die Wut so runter und ‚das ist alles Mist und dieses Land und es ist alles Chaos und hier funktioniert nichts und alles‘ und dann ‚nein, es ist trotzdem schön, es gefällt mir trotzdem‘ und alles das. Es war wie ein *Pendler* [Deutsch i. Orig.], so nach dort und hier her.

I: Hm, hm, *Pendler* [Deutsch i. Orig.] im Geschmack oder wie meinst du das

S: Klar. Man lebt sich doch irgendwie ein. Aber es ist so, dass man manchmal starke Contra-Reaktionen hat. Wo man echt sagen könnte ‚Chile, geh zum Teufel‘, um es irgendwie auszudrücken.

I: Hm, hm

S: Weil es zuviel wird. Ja, weil der Unterschied, der Unterschied mit Deutschland ist extrem. Weil Deutschland äußerst ordentlich ist. Meint man zumindest oder man hat diesen Eindruck. Und Chile in dieser Hinsicht. Na ja, es gibt chaotischere Länder als

Chile, aber Chile, wenn man von Deutschland kommt, ist trotzdem chaotisch. Das heißt, für jemanden, der an Deutschland gewöhnt ist, ist es immer noch chaotisch.

I: hm

S: Es ist dann also ein anderer Pol

I: hm

S: Es ist also schwer sich daran zu gewöhnen.“ (148–176)

Wie wir es auch schon bei anderen Interviewpartnern sehen konnten, unterliegt auch diese situative Differenzenerfahrung einem gewissen zeitlichen Rahmen und endet mehr oder weniger mit der Integration von Simon in Chile. So schafft es Simon schließlich, sich im neuen Kontext „durchzuwursteln“ und einzuleben. Es handelt sich also nicht um einen unüberwindbaren Kulturkonflikt, sondern eher um eine kulturelle Navigation, d.h. eine Auseinandersetzung mit Differenzen, die in diesem Fall erfolgreich bewältigt wird.

Der Prozess der kulturellen Navigation ist jedoch anstrengend und mühsam. Die Umorientierung in der neuen Umgebung führt bei Simon zu starken emotionellen Schwankungen. Interessant ist dabei zu bemerken, dass Simon in Situationen der Hilflosigkeit und Kontrollverlust dazu neigt, den neuen Lebensort und seine Bewohner stark abzuwerten. Dabei ist es nicht Simon, der von seiner Umgebung als minderwertig betrachtet wird, sondern eher anders herum. Das deutet darauf hin, dass es sich hier tendenziell um einen Akt der Selbstdifferenzierung gegenüber dem chilenischen Kontext handelt.

Andererseits kann man auch erkennen, dass sich die Abneigung gegenüber Chile mit der Zeit entschärft. Oder anders ausgedrückt, Simon wertet das Bild von Chile und seinen Bewohnern in Zusammenhang mit seinem Integrationsprozess auf. Etwas Ähnliches konnten wir auch bei Rubens beobachten.

Anders als bei Rubens scheint sich Simons situative Differenzenerfahrung jedoch vorwiegend nicht auf den sozialen Bereich zu erstrecken, sondern bleibt eher auf eine Auseinandersetzung mit unterschiedlichen sozialen und kulturellen Kontexten beschränkt. Mit anderen Worten, Simon zeigt keinerlei Schwierigkeiten hinsichtlich seiner sozialen Integration in die chilenische Gesellschaft. Im Gegenteil, Simon profitiert im chilenischen Kontext von einer positiven Diskriminierung, die ihm das Leben in Chile erleichtert.

S: „Hier in Chile ist es wichtig, wenn man Chilene ist, doch es ist genauso wichtig, wenn man einen ausländischen Pass besitzt. Man bekommt viel, d.h. das Leben ist oft viel einfacher für einen Ausländer als für einen Chilenen.

I: So?

S: Klar, ist mir oft passiert.“ (684–688)

Auf der anderen Seite findet Simon diese Haltung jedoch lästig, da sie die Differenz gegenüber anderen Chilenen hervorhebt. Das hat mutmaßlich dazu beigetragen, dass Simon sich in Chile nie als hundertprozentiger Chilene fühlen konnte.

S: „In Chile legen sie mehr Wert auf die Differenz als in Deutschland [...] Wenn man sich dagegen in Chile befindet, bleibt man als Ausländer markiert.“ (726/731)

S: „Und in Chile, in Chile bin ich, bin ich Chilene, aber auch Deutscher.

I: hm hm

S: Das heißt, in Chile habe ich mich noch nie hundertprozentig Chilene fühlen können. Sondern es gab immer auch diese andere Sache mit Deutschland.“ (750–753)

Simon besucht in Chile weiterhin eine deutsche Begegnungsschule. Ähnlich wie Sandra oder Camila macht er eine äußerst positive Erfahrung an dieser Bildungseinrichtung. Dabei vergleicht Simon seine Erfahrung an der Schule in Chile mit der Erfahrung an einem deutschen Gymnasium in Deutschland und kommt zu dem Schluss, dass die Beziehung zwischen Lehrern und Schülern in Chile viel enger ist.

S: „Das heißt, die Schule hier, ich, ich fand sie angenehmer, weil die Beziehung zwischen den Lehrern, zwischen Lehrern und Schülern viel reicher war. Sie war enger. Man, ich weiß nicht, die Lehrer kamen vorbei, einige setzten sich manchmal zu uns oder, eh, die *Klassenlehrer* [Deutsch i. Orig.] gingen mit uns ins Fußballstadion. Oder man ging in das *Lehrerzimmer* [Deutsch i. Orig.], um mit ihnen zu sprechen. Und sie waren dort und alles. Aber es war irgendwie, sie waren immer dort.“ (203–207)

Auch die Beziehungen zwischen den Teilnehmern seiner Schulklasse in Chile werden von Simon als nah und eng wahrgenommen. In der Tat stammen seine besten Freunde aus seiner ehemaligen (Muttersprachen-)Klasse an der deutschen Schule. Simon stellt diese Erfahrung von Nähe in Chile in Gegensatz zur Erfahrung von Distanz in Deutschland.

S: „Es ist irgendwie, in Deutschland halten die Schulklassen weniger eng zusammen als hier. Das [der Zusammenhalt, Anm. des Verf.] ist eigentlich angenehm, weil man ja sowieso viel Zeit an der Schule verbringt. Wenn es also so einen Zusammenhalt gibt, dann ist es sehr angenehm, weil es die Atmosphäre erleichtert, im Unterricht oder nachher. Wenn man ein Problem mit einem Lehrer hat, dann ist es einfacher damit umzugehen, weil die Schulklasse zu einem Team geworden ist.“ (250–253)

Simons Erfahrung in Bezug auf seine Mitschüler an der Schule unterstützt seine Ansicht, dass die Menschen in Chile generell offener sind und dass es hier einfacher ist, Freundschaften zu knüpfen. Wir werden später sehen, dass diese Einstellung eine wichtige Rolle bei Simons Entscheidungsprozess hinsichtlich der Frage nach dem Lebensort spielt.

Die Neuadaptation in Chile bereitet auch Simons Eltern gewisse Schwierigkeiten, da die Rückkehr nicht so ganz den Vorstellungen entspricht. Schon wenige Monate nach der Ankunft gibt es Probleme mit den Arbeitsverträgen. Zudem zeigt die Familie Schwierigkeiten bei der Umstellung von den Preisverhältnissen und Gehaltsniveau in Deutschland auf die Umstände in Chile. Dabei geben sie mehr Geld aus als sie verdienen und geraten in eine finanzielle Krise.

S: „Klar, wir kamen an und während der ersten Zeit im Sommer lief alles gut. Aber dann gab es auf einmal Probleme mit den Arbeitsverträgen und all das. Dessen ungeachtet haben wir aber trotzdem einen europäischen Lebensstil weitergeführt. Das heißt, die Qualität der Lebensmittel und die Dinge, die wir verbraucht haben. Die

Kleidung. Wir haben nur Markenartikel gekauft und, das heißt, wir waren nicht *cui-cos*. Ich würde sagen, es war zwischen einem normalen und einem europäischen Leben. Das heißt, so wie Europäer leben. Wenn sie ein T-Shirt brauchen, dann kaufen sie es. Wenn sie etwas brauchen, dann gehen sie und kaufen es. So haben wir (Kassette wechselt die Seite) mehr Geld ausgegeben als das wir hatten. Weil die Ausgaben in Chile in gewisser Hinsicht anders sind. Das heißt, die Lebensmittel, die Lebensmittel kosten genauso viel oder etwas weniger als in Deutschland. Doch der Unterschied liegt darin, dass die Menschen in Deutschland zwei oder dreimal so viel verdienen wie in Chile. Es entsteht also eine Fehlanpassung.

I: hm

S: Bis man den *switch* [Englisch i. Orig.] zwischen den Geldwährungen macht und den realen Wert der Dinge begreift ... [...] Das ist irgendwie schwierig.“ (830–844)

Die schwierige finanzielle Lage der Familie erweist sich schließlich als langfristige Krise und führt letzten Endes dazu, dass Simons Vater alleine nach Deutschland zurückkehrt, um dort Arbeit zu suchen, während Simons Mutter mit den beiden Söhnen in Chile zurückbleibt. Im Gegensatz zur ersten Migration handelt es sich diesmal um eine unfreiwillige Auswanderung, welche die Familie aus der finanziellen Krise bringen soll. Simon gibt dabei keine genauen Zeitangaben an. Man kann jedoch vermuten, dass sich diese Situation kurz vor seinem Schulabschluss ereignete, da Simon während seiner Studienzeit in Deutschland zusammen mit seinem Vater wohnte.

Simon möchte nach seinem Schulabschluss in Deutschland studieren. Ein Grund dafür steht in Zusammenhang mit dem Studium selbst: Simon will Volkswirtschaft studieren, was an chilenischen Universitäten nicht in der Art und Weise angeboten wird, wie es in Deutschland der Fall ist.

S: „Na ja, ich habe im Jahre 2000 die Schule abgeschlossen und habe mich entschlossen, nach Deutschland zu gehen, weil im Grunde genommen, das heißt, ich bin wegen dem Typ Studium nach Deutschland gegangen. Denn das, was ich studieren wollte, existierte nicht in Chile. Nicht so wie ich es studieren wollte.“ (394–396)

Andererseits ist Simon mit der Situation junger Menschen in Chile unzufrieden, weil er der Auffassung ist, dass sie sowohl im Rahmen ihres Studiums als auch bei ihren Eltern bis zum Ende ihres Universitätsstudiums wie Kinder behandelt werden und sich dementsprechend auch wie Kinder verhalten. Simon möchte dagegen ein erwachsenes und verantwortungsvolles Leben führen.

S: „Das heißt, mir gefällt nicht, wie die Studenten hier behandelt werden. Sie wurden so behandelt, als ob Universität eine Verlängerung der Schule wäre.

I: hm hm

S: Man ist etwas freier, aber du musst den Text lesen und du musst so und so viele Dinge machen und jede zwei Wochen musst du eine Klausur zum Text schreiben. Und dann kommt die Übung und die Hausarbeit hier und dort. Also gibt es also am Ende wenig Freiheit. Das heißt, im Grunde genommen sehe ich die Universität als eine Prolongation der Schule so [...] Deutschland dagegen, konnte in dieser Hinsicht mehr Freiheit anbieten, so dass man arbeiten konnte. Und es gibt in Deutschland eine stärkere Studentenkultur als in Chile.“ (399–406/412–414)

S: „Hier in Chile ist es, ich weiß nicht, man ist irgendwie ein Kind, bis man die Universität beendet hat und aus dem Elternhaus auszieht und selbst für seinen Unterhalt sorgen kann. Bis dahin befindet man sich noch ein wenig unter dem Befehl der Eltern. In Deutschland dagegen, wenn man 18 Jahre alt wird, ist man erwachsen und die Eltern respektieren das und die Gesellschaft auch. Das heißt ...

I: hm hm

S: ... man wird 18 und man ist erwachsen und man kann Entscheidungen treffen wie man will. Natürlich diskutiert man mit den Eltern und all das, aber generell kann man sagen, dass sie es respektieren, sie respektieren die Entscheidungen. In Chile dagegen ist es mehr ‚Nein, du, eh, du steckst dein Leben unter ...‘ diese Einstellung ist typisch, ‚solange du unter unserem Dach wohnst, wirst du das machen, was wir wollen‘. So kommt es, dass man 23 Jahre alt sein kann, zum Beispiel, aber man ist immer noch ein Kind. Und das finde ich, ich weiß nicht.“ (416–425)

Wir können also sehen, dass Simons Migrationsvorhaben auch in Zusammenhang mit einem Übergang in das Erwachsenenalter steht. Dabei zieht Simon den Übergangsprozess in Deutschland vor, weil junge Menschen dort selbstständiger leben können als in Chile. Gleichzeitig knüpft er aber auch an der Idee an, dass Personen sich in Chile kindlicher und unverantwortlicher verhalten als in Deutschland. Aus diesem Grund bin ich auch der Auffassung, dass Simon an dieser Stelle an einem kolonialen Diskurs anknüpft.

S: „Das heißt, ich glaube, dass ein Studium [in Deutschland, Anm. des Verf.] bestimmte Vorteile bringt, da man während des Studiums mehr Verantwortung übernehmen muss. Gerade weil sie nicht ständig hinter dir her sind und dich nicht ständig mit der Benotung belästigen. Man muss selbst reifer werden im Sinne, dass man selbst die Verantwortung für das eigenen Leben übernehmen muss. Man muss die Dinge machen, die sonst niemand für dich machen wird. Und es ist so, dass jeder seine eigenen Dinge erledigt. Es gibt nicht diese Sache mit dem Kopieren und all das. Es kommt dort weit weniger oft vor, weil die Sachen, die Personen dort (räuspert) ‚ja, ich mache meine Dinge, weil ich später etwas im Leben erreichen möchte. Wenn ich sie von jemanden abschreibe, dann wird es mir wahrscheinlich nicht so gut gehen, weil ich die Dinge nicht weiß‘. In Chile dagegen, an der Universität, geht es viel öfter darum ‚nein, wir müssen das Seminar bestehen, egal wie, wir können abschreiben und all das und ...‘ Das gefällt mir irgendwie nicht. Dass die Formation manchmal, die Formation, zumindest in meinem *Umfeld* [Deutsch i. Orig.], die Formation in Deutschland gefällt mir besser als die Formation in Chile. Das heißt, na ja, andererseits ist die akademische Ausbildung auch sehr gut.“ (481–492)

Bei seiner Rückkehr nach Deutschland erlebt Simon – genauso wie Rubens – nicht wirklich eine situative Differenz Erfahrung, obwohl er feststellen muss, dass sein idealisiertes Bild von Deutschland nicht unbedingt der Wirklichkeit entspricht. Zwar fühlt er sich zunächst erleichtert, weil die Dinge in Deutschland reibungsvoll funktionieren und man nicht ständig abschätzen muss, was als nächstes kommt. Doch andererseits fällt es ihm schwer, Freundschaften zu schließen.

S: „Das heißt, es war schon angenehm [nach Deutschland, Anm. des Verf.] zurückzukehren, weil die Sachen dort funktionierten. Aber was sehr, sehr schwer war, war wiederum diese Sache mit den Beziehungen zwischen den Personen.“ (454–455)

Ähnlich wie Rubens macht auch Simon neue Differenzenerfahrungen in Deutschland. Diese befinden sich aber eher in den Alltag integriert und haben keinen tief greifenden Charakter. Dabei muss man sagen, dass Simon in seinem deutschen Umfeld insgesamt nicht besonders auffällt. Auch die Tatsache, dass er Auslandserfahrung hat, findet keine weitere Beachtung. Was Simon dazu führt, sich in Deutschland als anders zu betrachten, ist die Tatsache, dass er sich weder als Deutscher noch als Ausländer einordnen kann. Ausländische Studenten befinden sich nämlich meistens orientierungslos. Das ist bei Simon nicht der Fall, da er Deutschland schon von seiner Kindheit her kennt und auch ansonsten keine Schwierigkeiten im deutschen Alltag erlebt. Andererseits kann er sich auch nicht als typischer deutscher Student bezeichnen, weil ihm das entsprechende soziale Netzwerk fehlt.

S: „Nein, sie haben mich nicht anders behandelt, aber ich habe mich trotzdem anders gefühlt. Das heißt, als ich nach Deutschland kam, war es irgendwie, es war irgendwie eigenartig, weil (2 Sek. Pause). Sagen wir es so, als ich ankam, da hatte ich keinen Freundeskreis dort in Deutschland. Das heißt, ich kannte noch einige Personen aus meiner Schulzeit und all das. Aber es war kein etablierter Freundeskreis.“

I: hm hm

S: Also war es sehr eigenartig. Weil ich die Ausländer sah, das heißt, Deutsche kommen in Deutschland gut aus. Das heißt, sie haben ihren etablierten Freundeskreis und alles. Und die Ausländer auf der anderen Seite, sie kommen an und kennen niemanden. Und da sie niemanden kennen, unterstützen sie sich gegenseitig, das heißt, sie bilden einen neuen Freundeskreis. Da habe ich mich in einer sehr eigenartigen Position gefühlt, weil ich ankam (2 Sek. Pause) und mich in Deutschland gut auskannte. Also brauchte ich keine Hilfe von anderen Personen. Ich brauchte keine Unterstützung, um die Texte zu verstehen und all das, aber ich hatte nicht diesen Freundeskreis. Also war ich eine Mischung zwischen beiden Dingen.“ (647–658)

Simon bricht nach etwa drei Semestern sein Studium in Deutschland ab, da sein jüngerer Bruder in Chile stirbt und er unmittelbar nach Chile zurückkehrt. Auch seine Eltern, die sich beide zu diesem Zeitpunkt in Deutschland befinden, kehren nach Chile zurück. Simons Eltern hatten während der letzten Jahre getrennt voneinander gelebt und die Möglichkeit erwägt, endgültig nach Deutschland zu ziehen. Dabei hatten sie ihren jüngsten Sohn bei Verwandten in Chile zurückgelassen, während er dort die Schule abschloss. Der plötzliche Tod von Simons Bruder bringt alle schließlich nach Chile zurück.

Seit dem Tod seines Bruders befindet sich Simon in Chile und weiß noch nicht genau, wie und wo er seine Zukunft gestalten soll. Er lebt von seinen Eltern getrennt bei Verwandten und verbringt tagsüber die meiste Zeit bei seiner Freundin. Das Interview wurde ein paar Monate nach dieser zweiten Ankunft in Chile durchgeführt.

Zum Zeitpunkt des Interviews ist Simon erwartungsgemäß intensiv mit der Frage nach seinem zukünftigen Lebensort beschäftigt. Einerseits würde er gerne nach Deutschland zurückkehren, um dort sein Studium wieder aufzunehmen und seinen Wunsch nach Selbstständigkeit zu realisieren. Doch andererseits ist er noch sehr stark von dem Tod seines Bruders betroffen und fühlt sich momentan nicht in der Lage, alleine in Deutschland zu leben. Außerdem

erwartet ihn dort der Winter, den Simon zu diesem Zeitpunkt als äußerst bedrückend empfindet.

S: „Es ist so, es macht mir keinen Spaß, an eine Rückkehr nach Deutschland zu denken und dort den Winter erleben zu müssen, wo es früh dunkel wird und es so kalt ist. Es ist, der deutsche Winter ist einfach viel zu schwer. Es wird immer dunkler und dunkler, bis pjuj! (macht Geräusch als würde etwas Schweres auf einen hinunterfallen) und dann fällt der Winter, wie ein schweres Gewicht auf einen drauf.

I: hm

S: Dann ist es irgendwie schön hier zu sein, wo die Menschen sind und der Sommer bald kommt. Ich weiß nicht.“ (932–937)

So verschiebt Simon erst einmal den Gedanken an das Studium in Deutschland. Momentan ist Simon auch weniger an Unabhängigkeit interessiert. Seine Bedürfnisse beziehen sich vielmehr auf die Unterstützung seiner Freunde. Diese befinden sich aber hauptsächlich in Chile. Man erlangt also den Eindruck, dass Simon aufgrund seiner Lage zum Zeitpunkt des Interviews eher zu einem Aufenthalt in Chile tendiert.

S: „Also, das heißt, wegen dem Studium würde ich nach Deutschland gehen, doch die Beziehungen zwischen den Personen motivieren mich, in Chile zu bleiben, weil sie irgendwie angenehmer sind, ich weiß nicht [...] Na ja, was mich an diesen Ort bindet, sind (2 Sek. Pause), ich weiß nicht. Ich denke, es sind die Freundschaften, die Personen, der Personenkreis, der mich umgibt. Das bindet mich eher an Chile als an Deutschland [...] Klar, eigentlich die Personen. Das heißt, es ist vielleicht (2 Sek. Pause) toll, nach Deutschland zurückzukehren und all das. Aber man kennt dort irgendwie Personen, aber es sind wenige und ich weiß nicht.“ (499–500/927–932)

Sein Zuhause situiert Simon auch eher in Chile als in Deutschland, obwohl er sich eigentlich an beiden Orten wohl fühlt. Das heißt, er verbindet das Zuhause-Sein zunächst einmal mit einem Gefühl des Wohlbefindens.

S: „(räuspert) Zuhause sein (4 Sek. Pause). Das heißt, Zuhause zwischen zwei Ländern. Ich fühle mich eigentlich sowohl in Chile als auch in Deutschland zuhause. Es gibt nicht wirklich einen Unterschied: ‚ich fühle mich wohler in Chile als in Deutschland‘.“ (871–873)

Anschließend löst Simon jedoch sein Zuhause von Ort und Gefühl und entwirft ein mobiles Zuhause-Modell. Dabei verbindet er Zuhause nicht nur mit den eigenen vier Wänden, sondern zerlegt den Begriff des Zuhause-Seins noch weiter, so dass dieser sich nur noch auf die eigenen Sachen bezieht. Das heißt, Zuhause ist dort, wo sich die eigenen Sachen befinden.

S: „Aber es ist irgendwie so, dass ich mich dort zuhause befinde, wo meine eigenen Sachen sind. Das heißt, zurzeit fühle ich mich eher in Chile als in Deutschland zuhause. Man könnte aber auch sagen, wenn es eine Wohnung oder ein fixierter Ort zum leben gäbe, dann wäre mein Zuhause dort.

I: hm

S: Zurzeit wohne ich, hier ist im Grunde mein Zuhause. Das heißt, wenn ich in Deutschland lebe, dort studiere und alles, dann ist mein Zuhause dort. Wenn ich mich hier befinde, dann ist mein Zuhause hier. Aber es gibt irgendwie nichts Fixiertes. Nichts, dass sich an einen fixierten Ort, an einen Ort befindet ...

I: hm

S: Es befindet sich nicht an ein Land gebunden.

I: hm

S: Das heißt, es ist eher so etwas Mobiles.“ (873–884)

Der Zuhause-Entwurf von Simon reflektiert ohne Zweifel seine eigene Situation, da er aufgrund seiner überstürzten Abreise von Deutschland in Chile momentan über keine eigene Wohnung verfügt. So ist es auch nachvollziehbar, dass er sein Zuhause in seinem Koffer mitschleppt. Andererseits macht Simon darauf aufmerksam, dass man nicht auf Dauer so leben kann. Man braucht einen eigenen Raum, eine Wohnung oder zumindest ein Zimmer, wo man sich einrichten und zuhause fühlen kann.

S: „Aber es ist schon eigenartig, keinen eigenen Raum zu haben. Da ich bei meinem Onkel wohne, aber im Grunde zu P. [Freundin, Anm. des Verf.] komme und den ganzen Tag hier verbringe und dort schlafe. Es ist schon eigenartig.

I: hm

S: Aber na ja (lächelt). Gut, wenn ich in Chile bleibe, dann müsste ich mein eigenes Zuhause aufbauen. Sobald ich die Entscheidung getroffen habe, müsste ich mein eigenes Zuhause aufbauen. Ein Zimmer mieten, mein Bett hinstellen. Eben mein eigenes Zuhause wieder aufbauen.

I: hm hm

S: Momentan kann ich das noch eine Weile aushalten. Aber es hat seine Grenzen.“ (895–903)

Auf die Frage bezüglich der kulturellen Identität verortet sich Simon spontan zwischen Chile und Deutschland. Sich dazwischen zu befinden, bedeutet für Simon, eine bestimmte Konstellation von Eigenschaften zu besitzen, die er zum Teil in Deutschland und zum Teil in Chile erworben hat.

S: „Ich würde sagen, dass ich etwas dazwischen bin. Das heißt, ich würde mich nicht als Chilene Chilene definieren. Denn dafür habe ich zuviel Zeit im Ausland verbracht. Das heißt, die ganze Kindheit und all das, das hat mich irgendwie stark geprägt. Ich lese zum Beispiel sehr viel. Mir gefällt die Geschichte. Ich glaube, dass man das auch in Chile finden kann, doch es ist selten. Auf diese Art und Weise. Meine Kindheit ist also, meine Struktur ist also sehr deutsch, aber die Art und Weise, wie ich mit anderen Personen umgehe, ist sehr chilenisch.

I: hm hm

S: Also, es ist eine Mischung, die mich gewissermaßen definiert. Obwohl, im großen Ganzen, glaube ich, dass ich mich besser in Chile als in Deutschland auskenne. Gerade weil sich hier meine Freunde befinden und all das. Weil mein Leben bis vor kurzer Zeit noch sehr stark von Chile und nicht von Deutschland markiert war. Aber, in Deutschland bin ich auch nicht hundertprozentig deutsch. Genau deswegen, weil ich in Chile lebte. Das merkt man mir an, weil meine Art und Weise offener ist. Sie ist mehr, ich würde sagen, dass die Chilenen anpassungsfähiger sind als die Deutschen.“ (612–624)

Um seine Position zwischen Kulturen zu verdeutlichen, greift Simon auf eine Metapher zurück, wo er Deutsche als Würfel und Chilenen als Gelatine bezeichnet. Die einen haben also zuviel Struktur, während die anderen zuwenig Struktur haben. Simon sieht sich dagegen als etwas dazwischen, d.h. als flexibler Würfel.

S: „Die Deutschen sind irgendwie quadratischer. So kommt es, dass sie, lass mal sehen, es ist so als würden sie anstoßen und dabei nicht, nicht durchkommen, weil sie nicht, sie können irgendwie nicht (zeigt mit der Hand und lacht dabei). Weil sie so sind und die Dinge so lernen, dass sie vermeintlich so sind und so sind sie eben. Ich dagegen, bin eher, ich weiß nicht ... Die Chile-... Lass mal sehen, die Deutschen sind wie ... Ich sehe sie als Würfel (zeigt) (Interviewerin lacht). Sie haben vier Seiten und diese Seiten sind hart oder wenig flexibel.

I: hm hm

S: Die Chilenen sehe ich oft als sehr, sehr, wie ... Hast du den Film ‚Flubber‘ gesehen?

I: Ja, doch, ich habe ihn gesehen

S: Sie sind, klar, wie ein ‚Flubber‘, wie eine Gelatine so, die macht wuuup! Sie rutscht hier durch und dort durch. D.h. sie hat auch irgendwie eine Form, aber es ist eher (?) Ich selbst sehe mich wie eine Mischung, das ist, ich bin etwas viereckig, aber, wenn man drückt, so drückt (zeigt) dann, passt sich der Würfel an. Nicht an allen Stellen, aber er passt sich besser an.“ (626–638)

Exil und Rückkehr

Wie vorher angemerkt, wurden im Rahmen dieser Arbeit auch Kinder von Exilchilenen berücksichtigt. Der Grund dafür ist, dass diese jungen Erwachsenen während ihres Aufenthaltes in Deutschland eine Beziehung zu diesem Ort entwickelten und eine bikulturelle Sozialisation erlebten. Dabei muss man jedoch beachten, dass ihre bikulturelle Sozialisation in Deutschland im Rahmen eines Exils erfolgte. Man kann also vermuten, dass dieser Auslandsaufenthalt eine andere Qualität besitzt als ein freiwilliger Aufenthalt in Deutschland.

Menschen im Exil besitzen nicht die Möglichkeit einer Rückkehr in ihr Herkunftsland. Dieser Zwang bestimmt ihre Erfahrung im Aufnahmeland. Die Beziehung zum abwesenden Ort ist daher auch sehr emotionsgeladen. Es geht hier nicht nur um Sehnsucht, sondern um Schmerz und Trauer aufgrund von Trennung und Distanz.

M: „Man hat die Möglichkeit genutzt und geweint. Ich erinnere mich, dass sie manchmal weinten oder sie weinten, wenn sie nach Chile anriefen. Damals war es teuer, anzurufen. Also haben sie sich Kassetten geschickt. Ich erinnere mich. An meine Großmutter hier in Chile. Es war sehr gerührt als ich hier ankam und meine Großmutter eine Kassette von mir hatte als ich noch klein war. Ich hatte ihr ein Lied gesungen.

I: Ah (gerührt)

M: Und man hat sich unterhalten und man hat sich Tonbänder geschickt und alles.“ (Manuela, 610–615) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Das Herkunftsland wird stark idealisiert. Gleichzeitig haben die Betroffenen aber große Angst zurückzukehren, da viele von ihnen unter Bedrohung ihres Lebens das Land verlassen mussten.

E: „Und ich hatte immer das Bild von Chile, das mir meine Eltern vermittelten. Und was mir meine Eltern erzählten. Das war einerseits (räuspert) die Idealisierung der Kordilleren, der *empanadas* [Teigtaschen, Anm. des Verf.], der *chicha* [Apfelmost,

Anm. des Verf.] und der, was weiß ich, der chilenischen *cueca* [Volkstanz, Anm. des Verf.] und alles.

I: hm

E: Und auf der anderen Seite die schreckliche Situation, die man dort erlebt hatte und die ich mit meinem Blick als Kind nur teilweise verstehen konnte. Und vor allem sehr viel Angst.“ (Elisa, 33–39) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

In den meisten Fällen konnte das Aufnahmeland, d.h. Deutschland, auch nicht ausgesucht werden. Eher ist es so, dass die Umstände das Zielland bestimmten.

M: „Das heißt, sie [Eltern, Anm. des Verf.] hatten überhaupt keine Beziehung [zu Deutschland, Anm. des Verf.]. Deutschland hat sich einfach so ergeben.

I: Ja

M: Sie haben in der Botschaft in Chile Asyl gesucht. An der deutschen Botschaft. Aber es hätte auch die ungarische Botschaft sein können oder ... Es war dort, wo es eben Platz gab.

I: hm hm

M: Und Deutschland hat sehr viel ...

I: Asyl?

M: Wie sagt man das noch? Hat viel unterstützt.

I: hm

M: Besonders die Leute aus der sozialistischen Partei hier in Chile

I: hm hm

M: Ehm. Hauptsächlich das. Deswegen kam die Beziehung zu Deutschland zustande. Ja, klar.

I: Klar, klar

M: Aber es hätte irgendein anderes Land sein können.“ (Manuela, 49–62) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Viele Betroffene nehmen im Ausland ihre politischen Aktivitäten wieder auf und bauen ein Netzwerk mit exilierten Landsleuten auf. Hier finden sie gegenseitiges Verständnis und Unterstützung. Sowohl das politische Engagement als auch die Integration in einem Netzwerk von Exilanten sind wichtige Stützpunkte bei der Bewältigung des alltäglichen Lebens im Ausland.

E: „Es gab andere Chilenen. Wir wohnten in einer Art Stadtteil, wo es relativ viele Chilenen gab.

I: hm hm

E: Eh. Und wir gingen die meisten in dieselbe Schule.“ (Elisa, 160–162) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Die Situation der Kinder von Exilanten ist nicht die gleiche wie die ihrer Eltern. Sie wachsen in einem Land auf, das sie besser kennen als ihr offizielles Herkunftsland. Für viele ist die Integration im Gastland auch einfacher als für die Eltern. Sie beherrschen die Sprache des Aufnahmelandes oft besser als ihre eigene Muttersprache. Viele distanzieren sich auch von der politischen Aktivität ihrer Eltern.

M: „Ja, immer. In der Tat erinnere ich mich, dass ich als kleines Kind immer an *Demos* [Deutsch i. Orig.] teilnahm und solche Dinge. Aber ich verstand nicht wirklich den Kontext. Ich war dort glücklich, weil es Chilenen gab. Es gab viele Men-

schen und sie waren alle so gekleidet. Außerdem ... Meine Mutter und mein Vater waren nicht die einzigen der Familie, die sich in Deutschland befanden. Es gab auch einen Bruder der Mutter, meiner Mutter (korrigiert sich) und der jüngere Bruder meiner Mutter. Und weitere Cousins von meinem Vater. Aber es gab trotzdem irgendwie ... Meine Familie traf sich, aber ich verstand nicht viel vom politischen Zeug.

I: hm

M: Nein. Ich war zu klein, um die Dinge zu verstehen. Aber ich verbrachte es super toll in diesen lateinamerikanischen Partys. Aber sie hatten, eh, bestimmte Zwecke. Es war eine solidarische Aktion für Nicaragua oder für Chile oder für eine Menge Dinge. Aber es war nicht mehr als das.“ (Manuela, 133–142) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Das wahre Exil beginnt für diese jungen Erwachsenen eigentlich mit ihrer Rückkehr in das Herkunftsland, wo die meisten eine wichtige Differenzierung machen.

E: „Für mich war das Exil am Ende anders herum. Fast [...] Das heißt, hierher zu kommen war, mich von meinem natürlichen Umfeld zu entfernen. Dort, wo ich aufgewachsen war [...] Es war dann also, es war, es, es war schon irgendwie schockierend. Ich meine die Rückkehr.“ (Elisa, 82–87) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

In den Spuren des Exils

Manuela, Gian Franco und Elisa sind Kinder ehemaliger Exilchilenen in Deutschland. Dabei hatte nur Gian Franco eine vorherbestehende Beziehung zu Deutschland, während Manuela und Elisa vorher in keiner Weise mit Deutschland und dem deutschen kulturellen Kontext verbunden waren. Dementsprechend war die Auswahl vom Aufnahmeland in der Regel auch keine gezielte Entscheidung, sondern kam durch die Umstände der politischen Verfolgung zustande. Dabei muss man jedoch hinzufügen, dass Elisas Eltern zunächst nach Frankreich flüchteten und aufgrund ihrer politischen Überzeugung anschließend freiwillig in die DDR zogen.

Elisa ist nicht nur in Bezug auf ihre Sozialisation in der DDR eine Ausnahme im Vergleich zum Rest der Interviewpartner, die unter Deutschland eigentlich Westdeutschland verstehen. Es gibt auch noch weitere Aspekte, die Elisa vom Rest der Stichprobe unterscheiden: Sie besuchte in Chile zum Beispiel keine deutsche Schule und integrierte sich auch in keiner Hinsicht im deutsch-chilenischen Netzwerk. Darüber hinaus engagierte sie sich bei ihrer Rückkehr in Chile stark in der politischen Widerstandsbewegung. Ich habe dieses Interview in die Analyse miteinbezogen, da es einen interessanten Kontrapunkt zu den anderen Interviewpartnern darstellt und neue Interpretationen des Materials ermöglicht.

Doch Elisa ist nicht in jeder Hinsicht verschieden. Es gibt auch Aspekte, die Elisa, Gian Franco und Manuela gemeinsam haben. Sie alle wachsen zum Beispiel im Rahmen eines Netzwerkes von Exilchilenen in Deutschland auf. Besonders Manuelas und Elisas Eltern engagieren sich auch weiterhin bei po-

litischen Aktivitäten. Darüber hinaus befinden sich Manuela, Gian Franco und Elisa, vor ihrer Rückkehr nach Chile, in ihren jeweiligen deutschen Kontexten integriert. Sie sprechen vor ihrer Ankunft in Chile auch bevorzugt auf Deutsch und können sich an keine Differenzenerfahrung in Deutschland erinnern. Im Gegensatz dazu erleben sie eine situative Differenzenerfahrung bei ihrer Rückkehr nach Chile.

Ein Unterschied zwischen *retornados* aus Deutschland und anderen Personen mit deutschen und chilenischen Hintergrund in Chile ist, dass die ersten mit weniger Selbstverständlichkeit am deutsch-chilenischen Netzwerk teilnehmen, sondern eher dazu tendieren, ihr eigenes Netzwerk aufzubauen. Dennoch können wir feststellen, dass sowohl Gian Francos als auch Manuelas Eltern ihre Kinder auf eine deutsche Schule schicken. Elisas Eltern stellen dagegen ihre politische Orientierung in den Vordergrund und schicken ihre Tochter auf eine alternative Schule, d.h. eine links-orientierte Bildungseinrichtung. Nachdem Gian Franco von der deutschen Schule verwiesen wird, besucht auch er eine alternative Schule.

Manuela: Ein Bein hier und ein Bein dort

Manuela ist zum Zeitpunkt des Interviews 23 Jahre alt. Ihre Eltern gingen damals nach Deutschland ins Exil. Aus diesem Grund kam Manuela in Deutschland zur Welt und verbrachte dort fast ihre gesamte Kindheit. Manuela kehrt mit zehn Jahren zusammen mit ihrer Mutter nach Chile zurück. Derzeit absolviert sie eine Ausbildung als Grundschullehrerin an einem deutschen Lehrerbildungsinstitut und wohnt in einem lutherischen Wohnheim in Santiago.

Manuelas Biografie ist durch den bisher unerfüllten Wunsch gekennzeichnet, nach Deutschland zurückkehren zu können. Nach langen Warten scheint sich dieser Wunsch endgültig zu erfüllen, da Manuela in naher Zukunft nach Deutschland fliegen wird, um dort ihr Berufspraktikum zu machen. Sie ist aus diesem Grund sehr aufgeregt.

Manuela besitzt ausschließlich die chilenische Staatsangehörigkeit, möchte aber gerne die deutsche Staatsangehörigkeit beantragen. Sie spricht fließend Deutsch und Spanisch, aber zieht es vor, das Interview auf Spanisch zu führen, weil wir uns in Chile und nicht in Deutschland befinden⁹.

Manuelas Eltern gingen nach Deutschland ins Exil. Sie entschieden sich dabei nicht gezielt für Deutschland als Aufnahmeland, sondern suchten vielmehr Asyl an der deutschen Botschaft, weil es dort zum gegebenen Zeitpunkt noch Platz für sie gab.

Beide Elternteile müssen nach ihrer Ankunft in Deutschland erst einmal Deutsch lernen. Manuelas Mutter macht anschließend eine Ausbildung im Bereich der Kosmetik und arbeitet später in einem Schönheitssalon. Manuelas Vater beschäftigt sich als Musiker für lateinamerikanische Folkloremusik.

9 Die Übersetzung der Zitate erfolgte durch den Verfasser.

Manuelas Eltern trennen sich, als sie fünf Jahre alt ist. Einige Jahre später heiratet Manuelas Mutter einen deutschen Mann.

Manuela fühlt sich in Deutschland als Kind sehr wohl.

M: „Ich habe es als, ich weiß nicht, sehr schön in Erinnerung. Ich habe meine Kindheit dort sehr genossen. Ich erinnere mich an, ich weiß nicht, als ich zur Schule ging, Dinge, die ich dort gemacht habe, Spiele.“ (87–88)

Sie fühlt sich auch in keiner Weise anders. Im Gegenteil, sie betrachtet sich als ein normales Kind so wie alle anderen Kinder auch. Ihre chilenische Herkunft spielt in Deutschland keine Rolle für sie.

M: „Eigentlich habe ich mich dort nie als Chilenin gefühlt ...

I: Nichts

M: Nein. In der Tat, wie sagt man das noch? Ich wurde nie diskriminiert und gar nichts in der Richtung. Ich war ein Kind unter vielen anderen Kindern. Nein, ich habe mich nie gefragt, ‚woher ich komme‘. Ich habe mich nie so gefühlt.“ (98–101)

Manuela beteiligt sich allerdings regelmäßig an den politischen Aktivitäten ihrer Eltern und anderen Exilchilenen in Deutschland: Sie geht zusammen mit ihrer Familie auf Demonstrationen und lateinamerikanische Solidaritätsfeste. Doch sie versteht nicht wirklich den politischen Kontext. Ihr gefallen zwar die festliche Stimmung und die bunten Kleider, doch es ist nicht mehr als das.

Des Weiteren spielt chilenische Kultur in Manuelas Alltag in Deutschland kaum eine Rolle. Dabei besitzt die chilenische Kultur im deutschen Alltag genauso wenig Substanz wie die deutsche Kultur im chilenischen Alltag. So verbindet Manuela mit chilenischer Kultur zum Beispiel hauptsächlich lateinamerikanische Musik und *empanadas*, d.h. gefüllte Teigtaschen. Dazu kommt noch, dass Manuela chilenische Traditionen dem deutschen Kontext anpasst und entsprechend umdeutet. Dadurch schränkt sie die Bedeutung chilenischer kultureller Elemente im deutschen Alltag sogar noch weiter ein. So sind *empanadas* keine *empanadas* mehr, sondern Maultaschen. Auch der 18. September – ein wichtiger Nationalfeiertag in Chile – wird von Manuela nicht wirklich als chilenischer Nationalfeiertag, sondern eher als Familientreffen wahrgenommen.

M: „Chilenische Gewohnheiten waren nicht mehr als *empanadas* [gefüllte Teigtaschen, Anm. des Verf.]. Ich erinnere mich daran, wie meine Mutter sich manchmal mit Verwandten traf, um nachtsüber tausende *empanadas* fertig zu stellen, um sie am nächsten Tag in einem Solidarfest zu verkaufen. Aber das war irgendwie so: ‚ah, *empanadas*. Chile‘

I: hm hm

M: Aber mehr als den 18. September zu feiern gab es nicht. Für mich waren sie *Maultaschen* [Deutsch i. Orig.] mit Fleisch (beide lachen). Erst später war es *empanadas*.

I: Gut ja, klar. Man kann das auch so sehen

M: Sie waren erst später *empanadas*. Aber sie waren keine *empanadas* vom 18. September. Ich wusste schon, dass das chilenische Traditionen waren. Ich wusste, dass sich die Familie in Chile zu Weihnachten und alles trifft. Und wir haben uns auch getroffen. Aber es war nicht mehr als das. Wir waren drei Familie, die dort waren.

Aber nein, mehr als *empanadas* oder gegrilltes Hähnchen. Das war nicht einmal von Deutschland [meint wohl Chile, Anm. des Verf.]. Es war eher gefüllter Truthahn. Nein, eigentlich war das nicht mehr als ein Familienabendessen.“ (597–608)

Lateinamerikanische Musik verbindet Manuela weiterhin nicht nur mit Chile, sondern auch mit ihrem Vater.

M: „Mein Vater war Musiker. Und mein Vater, der Chilene ist, befindet sich jetzt dort. Er war Musiker für Folkloremusik [...] Es gab zuhause immer lateinamerikanische Musik

I: hm hm

M: Bis heute mag ich sehr gerne diese Musik.“ (585–589)

Die Jahre vergehen, doch Manuelas Mutter kann ihre Sehnsucht nach Chile nicht unterdrücken. Sobald die politischen und wirtschaftlichen Bedingungen gegeben sind, beginnt sie damit, Vorkehrungen für eine Rückreise nach Chile zu treffen. Sie versucht auch ihre Tochter auf die Migration vorzubereiten und fliegt mit ihr zu Besuch nach Chile. Für Manuela war das eines der wichtigsten Momente in ihrem Leben. Sie ist zunächst zwar etwas enttäuscht von den materiellen Zuständen in Chile, doch das ist bald vergessen. Als sie ihre Großeltern auf dem Land besucht, ist sie absolut fasziniert. Endlich kann sie die Erzählungen ihrer Mutter über Chile verstehen.

M: „Und als ich zum ersten Mal nach Chile kam, war ich drei Wochen lang auf dem Land. Dort habe ich gesehen, was es zum Beispiel bedeutet, sich auf eine Ochsenkutsche zu setzen. Ehm. Solche Dinge. Es war als würde ich all die Sachen erleben, die sie [Mutter, Anm. des Verf.] einmal erlebt hatte. Alles, was sie mir vorher erzählt hatte.“ (77–79)

Ein Jahr nach diesem Besuch wandern Manuelas Mutter, ihr deutscher Ehemann und Manuela nach Chile aus. Dabei kann man nur im Fall von Manuelas Mutter von einer Rückreise sprechen, da weder Manuela noch ihr Stiefvater vorher in Chile gelebt hatten.

Manuela hatte sich vor ihrer Abreise nach Chile eigentlich gefreut, da sie die Erwartung hatte, dass sie mit ihrer Familie auf das Land ziehen und dort auf einem Bauernhof leben würde. Doch drei Monate vor dem Umzug teilt Manuelas Mutter ihrer Tochter mit, dass sie doch nicht auf das Land, sondern in eine Stadt an der Küste ziehen würden. Das war für Manuela eine große Enttäuschung.

M: „Wir hatten ein Stück Land im Süden gekauft. Und ich war fasziniert. Ich habe aller Welt erzählt, dass ich auf dem Land leben würde. Dass ich Hühner züchten würde; alles mögliche züchten würde. Und Schweine, und was weiß ich, was noch. Auf einer Ochsenkutsche reiten. Und in Deutschland, wer reitet schon auf einer Ochsenkutsche! Niemand!

I: Nein (lacht)

M: Und ich weiß nicht. Dass die Arbeiter auf Pferden ritten. Das gab es auch nicht in Deutschland. Und ich war fasziniert, dass wir auf dem Land leben würden. Und drei Monate vor unserer Abfahrt, sagt meine Mutter zu mir: „Weißt du? Man hat mir ein Haus in V.M. [mittelgroße Stadt an der Küste von Zentralchile, Anm. des Verf.] angeboten. Erinnerst du dich noch an V.M.? Der Strand. Und ich habe ein altes Haus

gekauft und wir werden daraus ein Gasthaus machen'. Und ich sagte ‚uh!‘ Da war die ganze Illusion, dass wir auf dem Land leben würden, dahin (?). Aber danach habe ich mich angepasst und gesagt: ‚Schön‘.“ (644–653)

Manuela ist bei ihrer Abreise von Deutschland am Anfang auch nicht traurig. Erst später realisiert sie die Distanz zwischen Chile und Deutschland.

M: „Ich war nicht traurig, als ich von dort kam. Als ich jedoch ankam und realisierte, dass, *chuta!* [Mann! oder Mensch! Anm. des Verf.]. Ich bin sehr weit entfernt. Wirklich weit entfernt. Dass ich nicht einfach eine *micro* [Bus, Anm. des Verf.] nehmen und [nach Deutschland, Anm. des Verf.] gehen konnte.“ (641–642)

Manuela vermisst auch ihre Freunde und Familienangehörige, die sie in Deutschland zurückgelassen hat.

M: „Es war am Anfang etwas schwer, sich daran [Chile, Anm. des Verf.] zu gewöhnen, weil ich meine Freunde und Familieangehörige dort sehr vermisste.“ (8–9)

Doch sie freut sich andererseits, ihre Familie in Chile kennen zu lernen.

M: „Ich kam in Chile an und das war irgendwie schon toll: die Familie [in Chile, Anm. des Verf.] zu treffen. Von Seiten meines Vaters gibt es zum Beispiel vier Geschwister und ich hatte fünfzehn Cousins, von denen ich keine Ahnung hatte, dass sie existierten. Ich wusste, dass ich eine in Deutschland hatte. Und ich hatte noch weitere, zwei mehr. Doch das war die ganze Familie. Darüber hinaus ...

I: hm hm

M: Deshalb war es schon toll, nach Chile zu kommen und eine Familie zu finden, die ich nicht kannte. In Deutschland war das eingeschränkter.“ (621–627)

Einige soziale Gewohnheiten in Chile, wie zum Beispiel Weihnachten im Sommer, keine Osterferien zu haben oder die Unpünktlichkeit in Chile, sind für Manuela zunächst einmal gewöhnungsbedürftig.

M: „Ich war zum Beispiel daran gewöhnt, zu *Ostern* [Deutsch i. Orig.] frei zu haben. Aber hier in Chile war das nicht der Fall.“ (189–190)

M: „Und ich weiß nicht. Mich am Anfang daran zu gewöhnen, dass die Leute hier nicht pünktlich sind. Dass alles im chilenischen Stil ist. Dass ‚treffen wir uns am Montag‘ und dass schon wieder ... Eben solche Dinge. Sich daran zu gewöhnen.“ (37–38)

Doch insgesamt war der Umzug nach Chile nicht so dramatisch wie bei anderen Interviewpartnern. Manuela muss sich zwar mit einem anderen sozialen und kulturellen Kontext auseinandersetzen und erlebt in diesem Zusammenhang eine situative Differenzierung, doch sie erlebt diese Situation nicht als einen Bruch in ihrem Leben.

M: „Nach Chile zu kommen war nicht wirklich ein riesiger Schock.“ (69–70)

Vermutlich spielt hier die Erfahrung von Kontinuität eine wichtige Rolle. Manuelas Umzug nach Chile zeigt nämlich mehrere Anhaltspunkte, die als Kontinuität mit dem Leben in Deutschland interpretiert werden können. Kontinui-

täterfahrungen tragen dazu bei, dass Migrationen und Übergänge nicht als radikaler Bruch erlebt werden.

Ein wichtiger Aspekt, der Manuela bei ihrer Integration in Chile unterstützte, war die Tatsache, dass ihre Mutter sie in eine deutsche Begegnungsschule brachte, wo sie vorerst nicht auf Spanisch sprechen musste. So konnte Manuela ohne weitere Schwierigkeiten sowohl am Unterricht teilnehmen als auch neue Freundschaften schließen. Die Teilnahme an einer deutschen Schule entschärft sozusagen den Kontrast zwischen dem chilenischen und deutschen Kontext und entlastet Manuela, so dass sie besser mit der Migrationssituation umgehen kann. Wir werden später sehen, dass Gian Franco bei seiner Ankunft in Chile eine ähnliche Situation erlebt.

M: „Klar. Ich glaube, dass der Wechsel von einem Land ins andere viel schwieriger gewesen wäre, wenn sie mich auf eine normale Schule geschickt hätten.

I: hm hm

M: Die null Bezug zu Deutschland hat. Ich hatte viele Freunde, die so etwas erlebt haben. Dass sie nach Chile kamen und sich überhaupt nicht einleben konnte. Alles, was sie wollten, war zurückzukehren.“ (193–197)

Die Möglichkeit, bei der Ankunft in Chile Deutsch sprechen zu können, trägt dazu bei, dass Manuela ihre Angst vor der spanischen Sprache verliert und einen relativ einfachen Sprachwechsel von Deutsch auf Spanisch vollzieht.

M: „Ja, eigentlich, wie sagt man das noch? Am Anfang habe ich mit einigen Mädchen aus der Klasse befreundet, die zuhause eben mehr Deutsch sprachen. Da es Klassenunterschiede gab ...

I: hm hm

M: Ehm, also habe ich mich auf Deutsch verständigt. Nachher habe mich entspannt und habe angefangen, auf Spanisch zu sprechen.

I: hm hm

M: Eigentlich hatte ich es ja im Ohr, aber ich musste mich trauen.

I: hm

M: Und so. Am Ende – sieh mal, das war echt unglaublich. Meine Mutter hat mir erzählt, dass ich mit der Zeit – ich kann mich nicht daran erinnern, wie viel Zeit ich genau gebraucht habe, um zu sprechen. Aber dass ich nachher überall sprach. Ich fuhr im Bus oder lief herum und sprach mit aller Welt (beide lachen).“ (239–248)

Unsere Erzählerin hat ferner das Glück, dass ein sehr guter Freund aus Deutschland fast zur gleichen Zeit wie sie in Chile ankommt. Im Rahmen dieser Beziehung erfährt Manuela nicht nur Unterstützung, sondern auch eine gewisse Kontinuität in Bezug auf ihre Beziehungen in Deutschland.

M: „Darüber hinaus habe ich das Glück gehabt, als ich in die Klasse kam, dass sich ein Freund in Chile befand, den ich in Deutschland kennen gelernt hatte. Er bzw. sie waren acht Monate vor uns nach Chile gekommen. Und er war ein jahrelanger Freund aus Deutschland. Obwohl wir nicht an der gleichen Schule oder zusammen waren, so war er eine große Unterstützung.“ (259–262)

Manuela versucht weiterhin, persönlich sinnvolle Gewohnheiten aus Deutschland in Chile weiterzuführen. Diese Handlungsstrategie bringt Kontinuität in ihren Alltag und erleichtert ihr den Übergang von Deutschland nach Chile.

Deutsche Gewohnheiten verlieren jedoch mit der Zeit ihre Bedeutung hinsichtlich der Integration in Chile. Dementsprechend wird es auch immer aufwändiger, sie aufrecht zu erhalten.

M: „Im Laufe der Zeit habe ich versucht, bestimmte Gewohnheiten weiterzuführen. Ich koche zum Beispiel sehr gerne. Das bringe ich in Verbindung mit der Mutter meines Stiefvaters, die eine deutsche Frau ist. Die *Oma* [Deutsch i. Orig.]. Und mit der *Omi* [Deutsch i. Orig.] haben wir immer Kuchen und solche Dinge gebacken. Und es hat mir gefallen, ihr dabei zu helfen. Bis heute mache ich immer noch solche Dinge. Aber... Jetzt habe ich etwas die Gewohnheit verloren, wegen der Zeit, aber (2 Sek. Pause), aber ich weiß nicht. Solche Art von Dingen oder ich weiß nicht.“ (185–189)

Während die Erfahrung von Kontinuität die Auseinandersetzung mit einem unterschiedlichen Kontext erleichtert, kann sie eine Differenzerfahrung bezüglich der Verhandlung von Zugehörigkeiten weniger beeinflussen. So spricht Manuela mehrmals innerhalb des Interviews über die allgemeine Distanz gegenüber *retornados*, von der sie bei ihrer Ankunft in Chile ebenfalls betroffen ist.

M: „Ich erinnere mich schon, eh, dass es eine Art Diskriminierung gab, aber als wir schon älter waren. Als wir nur Klassen ... Die [Muttersprachenklasse, d. Verf.]. Es gab in dieser Klasse viele *retornados*. Man sagte uns also aufgrund politischer Ansichten: ‚Ah, *retornado*‘. Es gab irgendwie die ... Aber wir haben einfach nicht darauf geachtet. Im Grunde war es ja nicht unsere Schuld (2 Sek. Pause). Wie sagt man noch? Es war einfach Teil der Geschichte.

I: Klar

M: Die Geschichte, die wir erlebt haben. Es sind die Folgen dieser Geschichte.“ (264–270)

Manuela entgegnet dieser Distanz, indem sie sich frei von Schuld sieht. Der Rückkehrerstatus ist nicht etwas, was sie selbst ausgesucht hat. Sie kann nichts dafür. Dadurch ist es möglich, Diskriminierung nicht persönlich oder nicht wirklich ernst zu nehmen. Andererseits ist Manuelas Haltung wahrscheinlich nur möglich, weil sie die Unterstützung ihrer Mitschüler hat, die sich ebenfalls in der gleichen Situation wie sie befinden.

Zudem erlebt Manuela als *retornada* eine relativ bedeutungsvolle institutionelle Unterstützung von Seiten der Regierung und anderen Nichtregierungsorganisationen. So gibt es für *retornados* aus Deutschland zum Beispiel eine spezifische Organisation, die ihren Integrationsprozess begleitet und unterstützt. Diese Assoziation funktioniert unabhängig der Institutionen der deutsch-chilenischen Kolonie. Manuela nimmt an den Aktivitäten dieser Organisation teil.

M: „In der Tat habe ich bei der deutsch-chilenischen Assoziation A. teilgenommen [...] Und ich, eh, man hat einige Treffen junger Menschen organisiert, genau um zu sehen, wie die soziale Integration in Chile so läuft.

I: hm hm

M: Und ich erinnere mich, dass ich im ersten Ausflug mit fünfzehn eine der jüngsten Teilnehmer war. Die Älteren waren sechzehn, achtzehn Jahre alt. Und sie haben ihre

Erfahrungen erzählt. Wir sind mit der Unterstützung von Psychologen und vielen anderen [Experten, Anm. des Verf.] gegangen ...“ (274–281)

Wenn Manuela ihre Erfahrung mit der Situation anderer *retornados* in Chile vergleicht, so meint sie, dass sie sich in Chile erfolgreich integrieren konnte und dass ihre Diskriminierungserfahrungen relativ harmlos waren. Es hätte eigentlich viel schlimmer kommen können.

M: „Freunde, ich hatte Freunde, die kamen, die sehr dunkel waren und zu mir sagten: ‚Ah, für mich, ich werde an der Schule verspottet‘, weil vielleicht der deutsche *mapuche* [wichtige ethnische Minderheit in Chile, Anm. des Verf.] oder was weiß ich. Aber ich, ehm, ich habe so etwas nicht erlebt. Ich hatte eigentlich keine Schwierigkeiten.

I: hm hm

M: Aber ich weiß, dass es andere Realitäten gab, die sehr schlecht waren. Sie haben sich diskriminiert gefühlt und wollten nur noch zurück. Und ‚warum hast du mich nach Chile gebracht, wenn das überhaupt nicht mein Land ist.‘ Aber das war nicht mein Fall.

I: Nein?

M: Nein. Ich habe mich gut integriert.“ (285–292)

Da Manuela in Chile hauptsächlich in einem deutsch-chilenischen bikulturellen Kontext integriert ist, kommt sie über ihre Schule – und später auch am deutschen Lehrerbildungsinstitut – in Kontakt zu Deutsch-Chilenen der Kolonie. Diese bestreiten ihre Zugehörigkeit zur deutsch-chilenischen Gemeinschaft.

M: „Ja. Tatsächlich, wie sagt man das noch? Ich werde nie vergessen ... Als ich in der Schule war, bin ich oft in den Süden gefahren, weil wir ein Theaterstück aufgeführt haben oder weil wir mit dem Chor aufgetreten sind oder andere Motive. Und wir sind immer in den Süden Chiles gefahren.

I: hm

M: Und eines Tages, ich weiß nicht. Wir wurden normalerweise von einer deutschen Familie oder deutschstämmige Familie aufgenommen – zum Beispiel in T. [mittelgroße Stadt in Südhile, Anm. des Verf.] oder O. [mittelgroße Stadt in Südhile, Anm. des Verf.]. Und ich erinnere mich, dass mich einmal eine Frau aufgenommen hat und eines Tages kam ihre Mutter zu Besuch, die etwa 80 Jahre alt war. Und sie unterhält sich mit mir und ist vollkommen fasziniert, weil ich so gut Deutsch spreche. Und sie sagt zu mir: ‚Sag’ mal, warum kannst du so gut Deutsch sprechen? Wie lautet dein Familienname?‘ (beide lachen) Aus welcher Familie. Und mir ist das so was von egal ... Es interessiert mich nicht. Also habe ich gesagt: Nein, ich bin M.M. [deutlich chilenischer Name, Anm. des Verf.]. Und ich bin sehr stolz darauf. M.M. (lacht) [...] Ich ärgere mich nicht darüber, aber ich finde es irgendwie nicht so toll, wenn die Leute die deutsche Familie so hervorheben und so, wobei sie wahrscheinlich noch nie in ihrem Leben deutsches Land betreten haben.“ (405–420)

Manuela findet es lächerlich, dass Deutsch-Chilenen so sehr auf Abstammung achten und zugleich den Kontakt zur deutschen Sprache und zu Deutschland weitgehend verloren haben. Sie findet diese Haltung unauthentisch und ärgert sich, dass Deutsch-Chilenen ihre Verbindung zu Deutschland infrage stellen, obwohl sie eigentlich viel besser Deutsch sprechen kann und zudem noch zehn Jahre lang in Deutschland lebte. Indem Manuela die deutsch-chilenische

Kolonie kritisiert, verteidigt sie ihr Recht auf Teilnahme am deutsch-chilenischen bikulturellen Kontext.

M: „Ich weiß nicht. Ich glaube, dass das alles ... Ich weiß nicht, ob es vielleicht zuviel *Vorurteil* [Deutsch i. Orig.] ist, aber ich finde, dass sie chilenisierte Deutsche sind oder Chilenen, die glauben, dass sie Deutsche sind. Und dass sie nie (2 Sek. Pause), ich weiß nicht. Ich habe das eben so erlebt, aber ich weiß nicht, nein... Ich finde es manchmal sogar etwas lächerlich (beide lachen).“ (508–511)

Manuela differenziert sich nicht nur von Deutsch-Chilenen aus der Kolonie, sondern auch von monokulturellen Chilenen. Sie meint, dass sie sich zwar als Chilenin betrachtet, doch ihre Mentalität ist nicht chilenisch, sondern deutsch. Manuela merkt das an Dingen wie Pünktlichkeit, automatischer Sprachwechsel oder an ihrem Humor.

M: „Manchmal, typisch. Ich weiß nicht. Ich erzähle einen Witz und er [Freund, Anm. des Verf.] sagt mir: ‚Soll ich lachen?‘ Und ich: ‚ja‘. Ich habe also einen Humor (Interviewerin lacht). Mein Humor ist manchmal etwas deutsch (beide lachen)

I: Niemand versteht ihn

M: Niemand versteht ihn, aber ich lache mich kaputt. Und versuche dann den Witz zu erklären, aber ...

I: Es funktioniert nicht

M: Es funktioniert nicht (beide lachen)“ (436–444)

Sie fühlt sich auch oft aufgrund gewisser chilenischer Eigenschaften irritiert. Sie findet Chilenen manchmal oberflächlich und verschlossen.

M: „Denn ich bin schon manchmal von der chilenischen Mentalität schockiert, weil sie so verschlossen ist. Ich hasse, ich hasse den *cartuchismo* [Intoleranz, Verschlossenheit, konservativ, Anm. des Verf.]. Dass sie hinter den Rücken reden. Nein, das gefällt mir nicht. Und na ja, was die Pünktlichkeit anbelangt, bin ich schon chilenisch geworden.“ (542–544)

Wir können also sehen, dass Manuela in Bezug auf Chilenen hauptsächlich eine Selbstdifferenzierung vollzieht, die an einem kolonial geprägten Diskurs anknüpft.

Seit ihrer Ankunft in Chile träumt Manuela von der Möglichkeit, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Sie glaubt, dass sie dort ihren Traumberuf als Musikerin hätte erfüllen können. Manuela spielt schon seit ihrem fünften Lebensjahr Klarinette. Sie spielte sogar im Jugendsymphonieorchester. Ihr Wunsch war es, in Europa lyrischen Gesang zu studieren.

M: „Ja, ja. Ich, wie heißt das noch mal? Ich studierte schon seit acht Jahren Klarinette. Und ich war hier im Jugendsymphonieorchester. Ich wollte auch Gesangunterricht nehmen. Lyrischer Gesang. Meine Idee war, nach Deutschland oder Spanien zu gehen, um dort Gesang zu studieren. Ich hatte sogar ein Stipendium dafür erhalten. Aber es ging eben nicht.“ (332–334)

Es waren verschiedene Motive, die Manuelas Identitätsprojekt als Musikerin und die Möglichkeit, wieder nach Deutschland zu gelangen, zum Scheitern brachten. Ein wichtiger Grund bezieht sich auf mangelnde finanzielle Mittel,

um Manuelas viele Musikstunden zu bezahlen. Und obwohl Manuela es schafft, ein Stipendium für ein Studium in Europa zu erhalten, nimmt sie es schließlich nicht an, weil genau zu dem Zeitpunkt ihr Stiefvater stirbt und Manuela sich um ihre Mutter kümmern muss. Es kommt also nicht unerwartet, dass Manuela diese komplizierte Situation als eines der wichtigsten Wendepunkte in ihrem Leben bezeichnet.

M: „Wäre ich in Deutschland gewesen, hätte ich vielleicht eine andere Realität erlebt. Ich wäre jetzt vielleicht eine andere M. Ich weiß zum Beispiel, dass man in Deutschland ... Ich spiele zum Beispiel seit meinem fünften Lebensjahr Klarinette. Und hier in Chile konnte ich nicht weiter machen, weil ich kein Geld hatte.

I: hm

M: Und in Deutschland, glaube ich, wäre es anders gewesen, weil es mehr Unterstützung vom Staat gibt und solche Dinge, die es hier in Chile nicht gibt.

I: Klar

M: Es gibt Stipendien und man hilft den Musikern, voranzukommen. Und du siehst, in Chile, da beachten sie dich nicht wirklich.

I: hm

M: Also bin ich schon etwas verärgert. Dass ich nicht nach Deutschland gehen konnte. Und in der Tat hatte ich die Möglichkeit zu gehen, aber genau zu dem Zeitpunkt stirbt der Ehemann meiner Mutter und ich musste in Chile bleiben

I: Ah, *chuta!* [Mensch! Anm. des Verf.]

M: Und ich war sehr wütend mit ihm. Und als er starb, habe ich zu ihm gesagt: *„pucha* [Mensch! Anm. des Verf.], wegen deiner Schuld musste ich in Chile bei meiner Mutter bleiben und konnte nicht nach Deutschland gehen‘. Aber na ja, ich habe es überwunden und eigentlich war das schon eine sehr kindische Haltung und zu der Zeit auch sehr egoistisch. Aber nachher habe ich überlegt, und *pucha*, es war vielleicht nicht mein Schicksal. Vielleicht, ich weiß es nicht. Vielleicht sollte ich in Chile bleiben und etwas anderes machen.“ (313–330)

Nach diesem Ereignis beginnt Manuela auf Rat ihrer Mutter ein Studium in der Psychologie. Sie kann aber damit nichts anfangen und bricht das Studium nach dem zweiten Jahr ab. Danach beginnt sie eine Ausbildung als Grundschullehrerin an einem deutschen Lehrerbildungsinstitut. Sie sieht in dieser Ausbildung u.a. die Möglichkeit, weiterhin an einem bikulturellen Raum teilzunehmen und sich dadurch die Türen für eine eventuelle Rückkehr nach Deutschland offen zu lassen.

M: „Ich sehe mich nicht das ganze Leben als die alte Deutschlehrerin. Aber es ist ein, es ist [...] Aber ich glaube, dass es in gewisser Hinsicht ein Weg ist, ein weiterer Weg, um nach Deutschland zu gelangen. So sah ich es als ich mit der Ausbildung begann.“ (361–364)

Mit 20 Jahren gerät Manuela in eine persönliche Krise, als sie realisiert, dass sie eine Hälfte ihres Lebens in Deutschland und die andere Hälfte ihres Lebens in Chile verbracht hatte. Diese Hälfte-hier-Hälfte-dort-Situation zwingt sie zu einer Reflexion über ihren bisherigen Lebenslauf. Man bekommt den Eindruck, dass Manuela – obwohl sie das nicht zugeben möchte – sich zu diesem Zeitpunkt fragt, wohin sie eigentlich gehört.

M: „Ich glaube, dass die größte Krise meines Lebens war, als ich mich in Chile befand und mit 20 Jahren bemerkte, dass ich ... Und ich sagte: ‚chuta‘ [Mensch! Anm. des Verf.] Ich verbrachte zehn Jahre in Deutschland und zehn Jahre hier in Chile. Das war irgendwie die Hälfte meines Lebens und eben Krise. (Interviewerin lacht) Also so. Ich habe die eine Hälfte hier und die andere dort verbracht. Aber ich fühle mich nicht irgendwie ‚wohin gehöre ich‘. Nein.“ (101–105)

Manuela kommt dabei zum Schluss, dass sie eine chilenische Abstammung besitzt und dass diese Tatsache sie zu einer Chilenin macht. Der Aufenthalt in Deutschland war letzten Endes nur ein zufälliges, obwohl folgenschweres Ereignis. Man kann diese Selbstdefinition also als einen Versuch bewerten, die Bedeutung der deutschen Aspekte in Manuelas Leben zu relativieren.

M: „Jetzt fühle ich mich als Chilenin. Auf jeden Fall. Ich bin ... In der Tat, wie sagt man noch? Ich habe chilenisches Blut. Dass ich zehn Jahre, zehn Jahre meines Lebens in Deutschland verbrachte, war nur Zufall.“ (105–107)

Doch wie schon vorher angemerkt, bezeichnet Manuela ihre Mentalität als deutsch. Man kann also bemerken, dass der Versuch, sich von dem deutschen kulturellen Einfluss loszulösen, eher versagt. Manuela kann ihre Sozialisation in Deutschland nicht einfach vergessen und so tun, als wäre nichts geschehen.

M: „Ich definiere mich als Chilenin. Chilenin, aber mit deutscher Mentalität“ (542)

Schließlich empfindet Manuela, dass sie sich mit einem Bein in Chile und mit dem anderen Bein in Deutschland befindet. Es gibt bestimmte Aspekte, die sie nach Deutschland ziehen und andere Aspekte, die sie dazu veranlassen, in Chile zu bleiben.

M: „Er [Freund, Anm. des Verf.] ist sich dessen bewusst, dass ich [zum Berufspraktikum in Deutschland, Anm. des Verf.] gehen werde und alles und dass ich immer eine Beziehung [zu Deutschland, Anm. des Verf.] haben werden. Diese Beziehung ist sowohl emotional als auch ... Ich bin schon irgendwie ziemlich emotionell für meine Sachen. Und dass ich irgendwie auch immer hier sein werde. Mit einem Bein hier und dem anderen dort. Ich muss mich jedoch am Ende für etwas entschließen. Man muss auch realistisch sein. Träume sind wunderschön, aber man muss auch wieder zur Realität zurückkehren. Und er [Freund, Anm. des Verf.] mischt sich auch ein und sagt manchmal: ‚Negrita [Kosename, Anm. des Verf.], wir befinden uns in Chile und nicht in Deutschland.“ (704–708)

Manuela glaubt, dass man nicht ewig mit einem Bein hier und mit dem anderen Bein dort leben kann. Sie meint, dass sie sich letztlich für einen Ort entscheiden muss und nicht immer in einer Art Zwischenraum zwischen hier und dort schweben kann.

Allerdings hat Manuela ihren Wunsch, nach Deutschland zurückzukehren, noch nicht aufgegeben. Im Gegenteil, zum Zeitpunkt des Interviews ist Manuela sehr aufgeregt, da sie innerhalb von etwa 3–4 Monaten vorübergehend nach Deutschland fliegen wird, um dort ihr Berufspraktikum zu machen. Sie begegnet dieser Reise mit sehr hohen Erwartungen. So möchte sie nicht nur ihren Vater treffen, der noch in Deutschland lebt, sondern auch den deutschen

Alltag erleben. Ähnlich wie Francisco, betrachtet Manuela die bevorstehende Zeit in Europa also als Probeaufenthalt. Sie erhofft sich Antworten auf ihre Frage nach dem Lebensort. Sie möchte ihren Durst nach Deutschland stillen und ihre Wunden heilen.

M: „Ja. Und jetzt hat sich die Möglichkeit ergeben, nach Deutschland zurückzukehren.“

I: Echt

M: Ich werde jetzt im Januar dort mein Praktikum machen. Also bin ich schon irgendwie sehr aufgeregt, die ganzen Leute wiederzutreffen [...] Dort werde ich zwei Monate lange an einer Schule unterrichten. Und ich möchte die Zeit nutzen, um meine Wurzeln wieder finden zu können und all das ... Ich weiß nicht. Ich denke, dass das schon irgendwie ein riesiger Schock werden wird. Eine andere Realität. Und nicht die Dinge, die ich in Erinnerung habe. Aber auf jeden Fall eine gute Erfahrung [...] Ich bereite mich für das Treffen dort vor. Darüber hinaus werde ich meinen Vater treffen, den ich seit Jahren nicht mehr gesehen habe [...] Dieses Treffen wird wohl sehr heftig sein. Und auch die Erfahrung, dort zu leben und zu arbeiten und ... Ja [...] Das wird also eine heftige emotionelle Erfahrung für mich sein. Ich habe zum Beispiel letztes Wochenende mit meinen Verwandten in Deutschland gesprochen und vor Freude geweint. Und sie auch. Am Telefon. Sie konnten es nicht glauben. „Aber M., wie ist das möglich ...“ Und ich sagte zu ihnen: „Alle Dinge haben ihren Grund.“ Vielleicht war es deshalb, dass ich nicht Musik studiert habe und jetzt hiermit beschäftigt bin. Ich versuche also die Dinge etwas zu heilen.“ (9–13/21–23/761–770/784–787)

Auf der anderen Seite hat Manuela Angst vor einer Diskriminierung in Deutschland und dass ihr idealisiertes Bild von diesem Ort nicht mehr der Wirklichkeit entspricht. Der folgende Interviewausschnitt ist etwas ungewöhnlich, da er im Interview ohne Zusammenhang mit dem vorher Gesagten auftaucht und eine eindeutige Interpretation erschwert. Manuela zieht aus ihrem Kommentar auch unerwartete Schlussfolgerungen. Meines Erachtens hat Manuela Angst, sich in Deutschland enttäuscht zu fühlen. Doch sie unterdrückt diese Befürchtungen und versucht mit allen Mitteln ihr idealisiertes Bild von Deutschland aufrecht zu erhalten.

M: „Gut, meine Mutter hat mir von einer Situation erzählt, die sie erlebte, als sie in Deutschland war und nicht wusste, wie man den Kartenautomaten für die *Straßenbahn* [Deutsch i. Orig.] bedient.“

I: hm hm

M: Und sie war zusammen mit meinem Vater [Stiefvater, Anm. des Verf.]... Und sie sagten zu meiner Mutter. Aber weißt du? Ich ziehe es tausendmal vor ... Weil die Leute zu ihnen sagten: ‚He, weil ... Ausländer, warum geht ihr nicht fort.‘ Und er [Stiefvater, Anm. des Verf.] sagte: ‚Wissen Sie, ich bin Deutscher und ich bin stolz darauf, dass ich in Chile lebe. Weil das Leben dort viel ruhiger ist und alles.‘ Die Menschen sind dort echt verrückt. Sehr neurotisch [...] Sie waren dort ... Sie sind immer im Urlaub oder geschäftlich dort gewesen. Aber sie erzählten mir von ihren schlechten Erfahrungen und ... Ich habe sie dann auch gelästert und gesagt: ‚Na ja, ihr seid eben zu alt für diese Technologie‘“ (lacht) (720–733)

Auf jeden Fall dauert das Berufspraktikum nur drei Monate. Das ist eigentlich eine sehr kurze Zeit, um all die Erwartungen zu realisieren, die Manuela mit einem Aufenthalt in Deutschland in Zusammenhang bringt. Wenn man diese

Situation aber aus der Perspektive betrachtet, dass Manuela ihr Berufspraktikum nur als ersten Schritt einer anschließenden Auswanderung sieht, kann man ihre Situation besser verstehen. Sie möchte nach dem Abschluss ihrer Ausbildung nach Deutschland gehen, um dort eine Weiterbildung zu machen. Mehr noch, Manuela möchte in den kommenden Monaten sogar die deutsche Staatsbürgerschaft beantragen. Das heißt, dass sie womöglich in Deutschland bleiben möchte.

Interessant ist dabei, dass Manuelas Identitätsprojekt in Deutschland in Konflikt zu einem alternativen Identitätsprojekt in Chile steht. Denn Manuela scheint ihre Zukunft ohne Rücksicht auf ihren Freund zu planen, mit dem sie immerhin nach ihrer Rückkehr vom Berufspraktikum zusammenziehen möchte. Mein persönlicher Eindruck ist, dass Manuela zum Zeitpunkt des Interviews tatsächlich ihren Wunsch, nach Deutschland zu gehen, trotz ihrer Beziehung durchgezogen hätte. Das wäre allerdings nichts Neues im Rahmen dieser Stichprobe: Sowohl Rubens als auch Simon haben ihre Migrationspläne trotz ihrer Beziehungen in Chile durchgezogen. Die jeweiligen Freundinnen waren gegenüber der Sehnsucht nach Deutschland einfach machtlos. Eine ähnliche Situation vermute ich bei Manuela.

Man kann auch noch hinzufügen, dass es sich in allen drei Fällen, d.h. bei Rubens, Simon und Manuela, um Migrationspläne handelt, die eher als Identitätsprojekte gedeutet werden müssen. Sie entspringen keiner Notlage. Es handelt sich um keine Flucht und auch um keine Arbeitsmigration. Die Vorstellung, eine Weiterbildung im Deutschland zu machen oder dort zu studieren sind eher ein Mittel zum Zweck und nicht der Zweck selbst. Diese Interviewpartner verbinden mit verschiedenen Orten unterschiedliche persönliche Entfaltungsmöglichkeiten, wie zum Beispiel die Entwicklung von Selbständigkeit (Simon) oder bestimmte berufliche Möglichkeiten (Rubens) oder auch mit Suche nach sich selbst (Manuela).

In Übereinstimmung mit ihren Migrationsplänen entwirft Manuela ein mobiles Zuhause-Konzept. Zuhause ist nicht an einen bestimmten Ort, sondern an Personen und Gewohnheiten gebunden. Das heißt, Manuelas Zuhause befindet sich einerseits dort, wo ihre Familie und ihre Freunde sind. Andererseits trägt Manuela ihr Zuhause in sich selbst. So ist Zuhause dort, wo Manuela so leben kann, wie sie möchte.

M: „Ich glaube, dass ... Ich bin sehr anpassbar. Ich glaube, dass ich überall sein kann. Aber mit meinen Leuten. Und vielleicht auch in Kontakt und mit meinen Gewohnheiten, denn niemand wird mir sagen, dass, ich weiß nicht. *Pfannkuchen* [Deutsch i. Orig.] isst man, meiner Ansicht nach nicht mit *manjar* [Milchkaramell, Anm. des Verf.] (beide lachen)

I: Ich schon (beide lachen)

M: Das sind Gewohnheiten, die ich immer mit mir tragen werde, egal wo ich bin.“ (751–755)

Gian Franco: Der Internationale

Gian Franco wurde in Deutschland geboren und ist zum Zeitpunkt des Interviews 23 Jahre alt. Er besitzt ausschließlich die chilenische Staatsangehörigkeit. Gian Franco studiert Tourismus an der Universität und wohnt währenddessen bei seinen Eltern. Er macht einen sehr freundschaftlichen und heiteren Eindruck. Das Interview wurde auf Spanisch geführt¹⁰.

Gian Francos Eltern besitzen beide ausschließlich die chilenische Staatsangehörigkeit. Die Tatsache, dass Gian Francos Großvater von Seiten seiner Mutter deutscher Abstammung war und dass seine Mutter eine deutsche Begegnungsschule besuchte, werden von ihm nur kurz nebenbei erwähnt.

Gian Francos Eltern sind beide Ärzte und lernten sich an der Medizin fakultät kenne. Zur Zeit des Militärputsches muss Gian Francos Vater ins Exil gehen. Gian Francos Mutter begleitet ihn. Obwohl Gian Francos Mutter eine deutsche Abstammung besitzt, wurde Deutschland nicht bewusst als Zielland gewählt, sondern stellte zum gegebenen Zeitpunkt nur den bestmöglichen Ausweg aus Chile dar.

Gian Francos Eltern heiraten in Deutschland. Gian Franco meint, dass diese Eheschließung irgendwie im Dunkeln erfolgte, womit er darauf hindeuten möchte, dass es kaum Familienangehörige und Freunde gab, die zu dieser Feier kommen konnten. Dieser Kommentar zeigt die Trennung von Familie und Freunden, welche Exilchilenen im Ausland erfuhren.

Sowohl Gian Francos Mutter als auch sein Vater schließen ihr Medizinstudium in Deutschland ab. Dafür muss Gian Francos Vater allerdings zuerst Deutsch lernen, um überhaupt sein Studium fortführen zu können. Das war anscheinend eine ziemlich harte Erfahrung für ihn. Gian Francos Mutter verfügte dagegen bereits über Deutschkenntnisse, die ihr die Integration in Deutschland zumindest teilweise erleichterte. Dennoch berichtet Gian Franco über soziale Integrationsschwierigkeiten seiner Eltern. Sie blieben anscheinend hauptsächlich unter sich und hatten wenige Freunde.

Nachdem Gian Francos Eltern ihr Medizinstudium abgeschlossen hatten, zogen sie innerhalb von Deutschland in eine andere Stadt. Dort wurden Gian Francos älterer Bruder, Gian Franco selbst und seine jüngere Schwester geboren. Gian Franco erzählt, dass seine Familie zu dieser Zeit über weit weniger gute Lebensverhältnisse verfügte als in der Gegenwart in Chile. Sie wohnten in einer kleinen Wohnung und teilten einen gemeinsamen Kühlschrank zusammen mit anderen Mitbewohnern des Gebäudes. Aus diesem Grund bewundert Gian Franco seine Eltern sehr, weil sie erfolgreich gegen alle Widrigkeiten kämpften und dabei immer zusammen hielten.

Gian Franco erinnert sich kaum an seine Zeit in Deutschland. Seine Erinnerungen umfassen hauptsächlich Freunde aus seiner frühen Kindheit, einige Nachbarn und seine Erfahrungen im Kindergarten. Dazu sagt er, dass er die

10 Die Übersetzung der Zitate erfolgte durch den Verfasser.

Leute in Deutschland als ganz normale Menschen empfand, obwohl sie eigentlich das einzige waren, was er zu dieser Zeit kannte.

GF: „Mein Bewusstsein zu dieser Zeit, ehm, ich erinnere mich sehr wenig daran. Ich weiß noch, dass es mir [in Deutschland, Anm. des Verf.] gefiel, aber ... Ein wenig kalt, aber [...] Ich hatte nicht so viel Erfahrung mit den Menschen. Nein. Die Leute waren aber ganz normal. Andererseits waren sie das einzige, das ich kannte.“ (64–70)

Die implizite Anspielung auf einen negativen Aspekt bezüglich den Beziehungen zu Deutschen Mitbürgern hängt wahrscheinlich mit den Erzählungen der Eltern zusammen, die sich in Deutschland anscheinend diskriminiert fühlten.

GF: „[Über Differenzenerfahrungen in Deutschland, Anm. des Verf.] Als ich klein war, habe ich nichts gespürt. Aber ich habe nachher durch meine Eltern erfahren, dass es schon so war. Anscheinend, klar. Wir waren anders. Wir waren sozusagen Ausländer [...] So hat man mir das erzählt. Aber sie haben mir nichts Konkretes erzählt. Nein. Aber sie haben mir erzählt, dass Ausländer anders sind.“ (249–254)

Doch Gian Franco selbst hat sich in Deutschland nie ausgeschlossen oder anders gefühlt. Im Gegenteil, er hat nur angenehme Erinnerungen an Deutschland.

GF: „Ich spielte den ganzen Tag. Ich habe das Leben genossen (beide lachen)

I: Ja. Toll (lacht)

GF: Ich hatte keine Sorgen. Nichts von dem ... Ich schlief gerne, spielte. Ich war immer im Park, was weiß ich, und spielte mit meinen Freunden. In einem Sandkasten, den es dort gab. Das sind mehr oder weniger die Erinnerungen, die ich habe. Sie sind sehr angenehm, könnte man sagen.“ (258–262)

Als Gian Franco etwa sieben Jahre alt ist, entscheiden seine Eltern, wieder nach Chile zurückzukehren. Gian Franco führt die Motivation einer Rückkehr hauptsächlich auf seinen Vater zurück, der seine chilenischen Wurzeln wieder finden wollte.

GF: „Die Entscheidung einer Rückkehr hatte mit einer Rückkehr zu den Wurzeln zu tun. Die Familie wieder zu treffen. Es war eine Notwendigkeit. Es war das Bedürfnis, die eigenen Wurzeln wiederzufinden. Die Wurzeln meines Vaters. Es betraf eher meinen Vater als meine Mutter, weil meine Mutter schon eine Beziehung zu Deutschland hatte.“ (114–116)

Gleichzeitig betont Gian Franco, dass die Auswanderung nach Chile nur für seine Eltern eine Rückkehr bedeutete. Für ihn war Chile ein unbekanntes Land, das er noch nie vorher gesehen hatte.

GF: „Und dann sind wir nach Chile zurückgekehrt. Das heißt, ich sage zurückgekehrt, weil meine Eltern zurückgekehrt sind. Ich bin dort geboren und ich war mit sieben Jahren das erste Mal in Chile.“ (28–30)

Gian Franco kontrastiert das Wohlbefinden in Deutschland mit seiner Rückkehr nach Chile, wo er eine situative Differenzenerfahrung erlebte. Diese situative Differenzenerfahrung wird als Bruch erfahren und umfasst hauptsächlich die Auseinandersetzung mit einem stark veränderten Kontext.

GF: „Der Wechsel war drastisch. Als wir nach Chile kamen.

I: Ach so? Wie war es denn?

GF: Das war, das war viel heftiger. Weil ich mich zuerst mit einer relativ unbekannt Sprache auseinandersetzen musste. Denn die einzige Stabilisierung [sic], die ich zum Spanischen hatte, erfolgte durch meine Eltern. Und, hm, ich musste mich mit einem Spanisch auseinandersetzen, das ich nicht kannte. Ich musste ... Na ja, es war eine ganz neue Welt: Die Schule. Zum Glück war es eine *deutsche Schule* [Deutsch i. Orig.]. Klar, dort hatte ich ebenfalls meine Freunde. Ich weiß, dass ich sehr freundschaftlich war. Aber es war trotzdem schwer, weil es eine andere Welt war. Und ich bin zunächst in das Haus meiner Großeltern gezogen. Und, hm. Und das war, klar, das war ein drastischer Wechsel. Ich wäre noch eine Weile in Deutschland geblieben.

I: Ja?

GF: Ja. Auf jeden Fall [...] Es war alles anders. Es war alles anders. Von den Menschen bis zu dem Klima bis zu meinem Wohnort. Auf einmal befand ich mich in einer Familie, die nicht nur meinen Vater, meine Mutter, F. [Bruder, Anm. des Verf.] und F. [Schwester, Anm. des Verf.] umfasste, sondern wo auch meine Großeltern dabei waren. Ich habe Verwandte getroffen, die ich nicht einmal wusste, dass sie existierten. Ich habe Cousins getroffen. Ich habe ... Klar, das war ein Familienkern, den ich gar nicht kannte. Von dem her, war es schon gut.“ (74–90)

Gian Franco muss bei seiner Ankunft in Chile mit den veränderten Lebensbedingungen klar kommen und einen Umorientierungsprozess vollziehen. In dieser Hinsicht muss er mit einer relativ unbekannt Sprache zurechtkommen. Er muss seinen Freundeskreis neu aufbauen und sich an die veränderten Wohnverhältnisse seiner Familie gewöhnen. Dabei ist es interessant zu bemerken, dass Gian Franco bei seiner Ankunft in Chile es als sehr wichtig empfindet, dass er eine deutsche Schule besuchen kann. Hier kann er nämlich weiterhin auf Deutsch sprechen. Diese sprachliche Kontinuität steht im Gegensatz zu den ansonsten allgegenwärtigen Differenzen und unterstützt die Bewältigung und erfolgreiche Auseinandersetzung mit diesen.

GF: „Und ich bin hierher [Chile, Anm. des Verf.] gekommen und musste auf Spanisch sprechen. Die einzige Möglichkeit, Spanisch, Deutsch (korrigiert sich) zu sprechen, war an der Schule. Mit den Freunden. Denn Zuhause wurde wieder auf Spanisch gesprochen. Seit unserer Rückkehr.“ (428–430)

Ein weiterer interessanter Aspekt, der besonders bei Kindern ehemaliger Exilchilenen im Vordergrund steht, ist das Treffen mit der Familie in Chile. Viele Mitglieder dieser Familie sind den Betroffenen vollkommen unbekannt. Diese Situation bestätigt das intensive Erlebnis von Distanz und Trennung im Exil, das bei anderen Interviewpartner mit Migrationserfahrung nicht auf diese Weise zu beobachten ist.

Die situative Differenzenerfahrung bei der Ankunft in Chile steht weiterhin nicht nur in Zusammenhang mit der Diskrepanz zwischen einem chilenischen

und deutschen Umfeld, sondern bezieht sich auch auf den Übergang vom Kindergarten in Deutschland in die Schule in Chile.

GF: „Und ich bin in die erste Klasse gekommen. Zum Glück ... Das war ein belastender Aspekt bei dem Wechsel [von Deutschland nach Chile, Anm. des Verf.]. Denn vom *Kindergarten* [Deutsch i. Orig.] in Deutschland zur ersten Klasse, zur ersten Klasse an der Grundschule [gibt es einen großen Unterschied, Anm. des Verf.]. Ich musste in die erste Klasse gehen. Mit Uniform!“ (143–144)

Gian Franco erlebt seine Einschulung an einer deutschen Begegnungsschule. Hier wird er zunächst einmal der Muttersprachenklasse zugeordnet, bis er aufgrund schwacher Schulleistungen in eine andere Klasse versetzt wird. Insgesamt scheint Gian Franco ein sehr spielerisches, freundschaftliches und gleichzeitig unruhiges Kind gewesen zu sein. Diese Situation bereitet ihm große Schwierigkeiten an der Schule. Schließlich muss Gian Franco die Schule aufgrund mangelnder Leistung und unruhigen Verhalten verlassen. Gian Francos Meinung über die deutsche Begegnungsschule fällt entsprechend negativ aus.

GF: „Eigentlich kann ich gegenüber der deutschen Schule keine Zuneigung empfinden. Eigentlich hatte ich eine Klassenlehrerin, die ziemlich widerlich war. Ich hatte, na ja, auch Probleme mit der Disziplin. Ich war etwas unordentlich. Ich hatte aber gute Freunde. Ja. Aber eigentlich hatte ich eine schlechte Erfahrung.

I: Wie zum Beispiel?

GF: Das, was ich dir sagte. Schlechte Noten. Dort zu lernen war einfach eine schlechte Zeit. Die Schule war sehr unflexibel. Es war unangenehm. Wirklich unangenehm.“ (451–456)

Gian Franco beginnt mit seinem ersten Schulwechsel einen unstabilen Bildungsweg bis hin zum Abitur. Als er von der deutschen Begegnungsschule abgelehnt wird, besucht Gian Franco eine alternative Schule. Alternative Schulen sind politisch links orientierte Bildungseinrichtungen, die sich dadurch auszeichnen, dass sie sich besonders um die persönliche Entwicklung ihrer Schüler kümmern. Ein weiterer Schwerpunkt bezieht sich auf die Förderung der künstlerischen Fähigkeiten von Kinder und Jugendlichen. Gian Francos Vater ist dafür verantwortlich, dass sein Sohn nach der deutschen Schule eine alternative Schule besucht. Er ist von der persönlichen Beziehung zu den Schülern begeistert. Darüber hinaus identifiziert er sich mit der politischen Orientierung der Institution.

GF: „Ich bin wegen meinem Vater dahin gekommen. Die Schule hat meinem Vater gefallen. Das heißt, ich war gerade auf der Suche nach einer Schule und was weiß ich. Und mein Vater ist zur Schule R.D. gegangen, um nachzufragen, wie es dort ist. Und er fand eine Schule, die viel flexibler war als die deutsche Schule. Von dem her war es sehr positiv. Die Schule gefiel ihm. Sie hat ihm sehr gefallen [...] Und mein Vater, klar, ist auch links und hat sich politisch identifizieren können. Auch. Das war ein Plus. Und, hm, auf der anderen Seite hat es ihm gefallen, dass sie mich als G.F. behandelten. Und nicht als Nummer achtundvierzig. Das muss es wohl gewesen sein. Ihm gefiel diese persönliche Beziehung.“ (475–477/500–502)

An dieser alternativen Schule bekommt Gian Franco die Anerkennung, die ihm an der deutschen Begegnungsschule fehlte.

GF: „Wenn ich jetzt zurückblicke, muss ich sagen, dass es wirklich eine sehr unterhalt-, es war ein sehr interessantes Schulprojekt. Weil es flexibler war. Es war humaner. Die Beziehung zu den Schülern war näher. Es war nicht so unpersönlich wie die deutsche Schule, wo der Lehrer kam und ging, er gab dir eine Note und wenn jemand keine gute Leistung hatte, dann raus [Deutsch i. Orig.] (lacht). Wem es gut ging, gut und wem es schlecht ging, Pech gehabt. Die Schule R.D. war das Gegenteil. Du konntest dich dem Lehrer nähern. Mit ihm reden. Wenn du schlechte Leistungen hattest, hattest du die Möglichkeit, dass sie deine Leistung auf eine andere Art und Weise bewerten, dass es dir besser ging. Der Lehrer hat dich unterstützt. Es war eine persönlichere Beziehung. Es waren kleinere Klassen. Man musste keine Uniform tragen. Ich konnte dort Mittag essen. Klar. Es war eine ganz tolle Schule. Aber ich bin trotzdem gegangen.“ (482–489)

Trotz seiner guten Erfahrung an der alternativen Schule verlässt Gian Franco diese Einrichtung bereits nach zwei Jahren. Er wollte neue Freunde kennen lernen und neue Erfahrungen sammeln. Doch der erneute Schulwechsel erweist sich als Fehlentscheidung. Schon nach dem ersten Jahr sind seine Schulleistungen so schlecht, dass er das Jahr wiederholen muss. Gian Franco möchte es aber nicht an der gleichen Einrichtung wiederholen und wechselt zum dritten Mal die Schule. An dieser letzten Bildungseinrichtung verbringt Gian Franco schließlich den Rest seiner Schulzeit bis zum Abitur.

Gian Franco kompensiert seine Schwierigkeiten im Bereich der Schule durch soziale Kompetenzen. Aufgrund des ständigen Schulwechsels konnte er ein weites und aktives soziales Netzwerk aufbauen, durch das er fortwährend emotionelle Unterstützung erlebt. Diese Unterstützung und Anerkennung ist eines der wichtigsten Aspekte in Gian Francos Leben.

GF: „Was ich in Wirklichkeit suche, ist, mich glücklich und zufrieden zu fühlen. Egal wo ich mich befinde, mich wohl zu fühlen. Und das ist ein sehr wichtiger Aspekt in mir. Das heißt, für meine Person, ich brauche einen Ort, wo ich mich anerkannt und geliebt fühle, was weiß ich. Ich möchte gute Freunde haben und stets mit anderen in Kontakt sein.“ (521–523)

Wie wir sehen können, entwickelt Gian Franco ein Leben, das nur in sehr geringen Maße von kulturellen und sozialen Differenzen bestimmt wird. Die Schwerpunkte seiner Biografie liegen woanders, und zwar auf seinem Bildungsweg und auf seinem Netz sozialer Beziehungen. Trotz situativer Differenzenerfahrung anhand von Migration zieht Gian Franco im Vergleich zu anderen Interviewpartnern mit Migrationserfahrung vollkommen verschiedene Grenzlinien. Das heißt, Gian Franco sieht die Welt anders. Er unterteilt sie nach anderen Kriterien. Das zeigt u.a., dass Differenzierungen eine Sache der Interpretation sind. Es gibt keine vorherbestimmte Ordnung der Dinge. Diese muss erst hergestellt werden. Die Art und Weise, wie wir unsere Welt begreifen, ist also keine Tatsache, sondern eine Konstruktion. Sie wird in bestimmten Kontexten erlernt, vermittelt und erneuert. Und damit meine ich nicht nur nationale Kontexte, sondern auch institutionelle Räume. Eine Vermutung in

der Hinsicht ist, dass die deutschen Schulen und weitere Institutionen der deutsch-chilenischen Gemeinschaft in Chile die Wahrnehmung und Interpretation kultureller und sozialer Unterschiede ausschlaggebend bestimmen. Diejenigen, die nicht an diesem Kontext teilhaben, entwickeln eine andere Art und Weise, die Welt zu begreifen. Diese Erklärung scheint zumindest in den Fällen von Gian Franco und Elisa plausibel zu sein.

Der wichtigste Moment in Gian Francos Leben ist eine Europareise, die er kurz nach seinem Schulabschluss unternimmt. Während seiner Reise besucht er verschiedene Orte, darunter auch seinen Geburtsort. Gian Franco ist von den verschiedenen Kulturen in Europa fasziniert. Nachdem er nach Santiago zurückkehrt, entschließt er sich, Tourismus zu studieren. Diese Entscheidung veränderte sein Leben.

GF: „Ich glaube, dass diese Reise – und die Rückkehr –, die ich im Jahre neunundachtzig nach Europa machte, ein Moment war, der die Richtung meines Lebens veränderte. Es waren drei Monate. Na ja, und ich habe es sehr gut verbracht. Aber ich habe auch eine Welt entdeckt. Ich habe dort die Welt getroffen. Und ich habe das entdeckt, was mir am meisten gefällt. Und da habe ich mich mit dem Thema des Tourismus begeistert. Die Tatsache, dass ich das jetzt studiere, stammt größtenteils aus dieser Reise. Was ich studiere, hat mit dieser Reise zu tun, die ich zu dem Zeitpunkt unternommen habe.“ (529–533)

Seitdem Gian Franco Tourismus studiert, hat er seine internationale Seite wieder neu entdeckt. Nachdem er nämlich Jahre zuvor die deutsche Schule verlassen musste, hatte er alles, was mit Deutschland zu tun hatte, vollkommen vernachlässigt. So weigerte er sich zum Beispiel, aufgrund seiner schlechten Erfahrung an der Schule, jahrelang, Deutsch zu sprechen. Erst im Rahmen seines Studiums erkennt er den Wert seiner Beziehung zur deutschen Kultur. Er beginnt wieder Deutsch zu sprechen und sieht seine Kontakte zur deutsch-chilenischen Gemeinschaft als beruflichen Vorteil.

Doch Gian Franco beschränkt sich nicht nur auf seine Beziehungen zum deutschen kulturellen Kontext, sondern erweitert sein Interesse auf insgesamt internationale Gebiete. So studiert er verschiedene Fremdsprachen, darunter Französisch, Portugiesisch, Italienisch und Englisch. Seine durchaus bemerkenswerten Sprachkenntnisse sind zu einem wichtigen Aspekt seines Selbstverständnisses geworden.

GF: „Ich mag es. Ich liebe den Bereich der Sprachen. Das hat mir schon immer gefallen. Sprachen zu lernen. Ich mache auch ... An der Universität habe ich die Möglichkeit, Französisch zu lernen. Und ich habe es gelernt. Ich bin schon im vierten Jahr, das *quatrième année* [Französisch i. Orig.] oder so. Ehm. Portugiesisch, Italienisch und Deutsch und Englisch.“ (167–169)

Gian Franco gilt unter seinen Freunden auch oft als der Internationale, weil er sich gerne um Ausländer kümmert.

GF: „Wenn außerdem jemand kommt, ein Ausländer, dann sofort, ich nähere mich sofort. Meine Freunde sehen das und so baut sich dann die Beziehung auf. Die Beziehung ... Obwohl manchmal ... Na ja, wir sind ja alle anders.“

I: Das habe ich nicht ganz verstanden. Was für eine Art Beziehung baut sich da auf?
 GF: Die Beziehung zu den Freunden? Ist, ehm ... Ich habe eine Beziehung, die, klar ... Sagen wir mal, jeder spielt doch eine Rolle. Jeder spielt eine Rolle, nicht wahr? Ich bin dann eben derjenige, der diese Rolle spielt. Die Rolle des Touristen (lacht). Sagen wir [...] Ich bin sozusagen der Internationale.“ (231–240)

Man darf dabei nicht vergessen, dass (europäische und nordamerikanische) Ausländer in Chile mit positiven Augen gesehen werden. Gian Franco reflektiert also die Gastfreundschaftlichkeit, die man Ausländern in Chile allgemein entgegenbringt.

Gian Franco macht in Bezug zu chilenischen und deutsch-chilenischen Personen keine Differenzenerfahrung. Er fühlt sich praktisch in jedem Kontext sozial integriert. Deshalb meint er auch, dass er ein äußerst adaptionsfähiger Mensch ist.

GF: „Ich bin sehr adaptionsfähig. Sehr. Ja. Ich kann mich leicht anpassen.“ (278–279)

Darüber hinaus meint Gian Franco, dass man ihn als Chilenen erkennt. Oder anders ausgedrückt, er fällt nicht als anders auf, weil er ein neutrales Aussehen hat und sich außerdem wie seine Freunde verhält.

GF: „Ich glaube, dass sie mich als Chilenen sehen. Ja [...] Weil es offensichtlich ist, dass ich kein Akzent habe, wenn ich auf Spanisch spreche. Ich habe keinen deutschen oder ausländischen Akzent. Ich sehe also wie ein Freund aus. Außerdem spreche ich mit ihren Codes. Wenn ich nachts mit meinen Freunden ausgehe, dann mache ich das gleiche wie sie. Ich passe mich ihnen an und verbringe es genauso gut wie sie. Und ich diskutiere wie sie und, was weiß ich. Ich mache alles wie sie.“ (287–292)

Aber Gian Franco sieht sich auch ansonsten als Chilene, weil er chilenische Eigenschaften besitzt. Das heißt, er ist nicht so zielstrebig und ordentlich, sondern eher chaotisch.

GF: „, Ich würde sagen, dass [ich, Anm. des Verf.] chilenisch [bin, Anm. des Verf.]. Ja. Chilene. Klar.“ (272)

GF: „Direkter. Direkter. Ja, davon haben sie mehr. Das ist für mich eine deutsche Eigenschaft. Eine Person, die ... Oder dass sie zumindest einer Linie folgt. Dass sie etwas beginnt und einer Linie folgt. Dass sie sich nicht durch andere Möglichkeiten davon ablenken lässt. Ich meine, die Versuchung eines anderen Weges oder anderer Wege. Was weiß ich. Das ist eben eine deutsche Eigenschaft. Ehm. Chilenisch ist, wenn man vom Weg abweicht, wenn man sich im Detail verliert. Verstehst du? Es ist wie ... Ich weiß nicht. Ich habe eigentlich schon viel von dem. In dieser Hinsicht bin ich viel chilenischer als deutsch. In dieser Hinsicht. (4 Sek. Pause) Oder strukturiert funktionieren. Methodischer sein. Das ist auch deutsch.“ (1058–1063)

Interessanterweise fühlt sich Gian Franco nicht an Chile gebunden. Dabei sieht er sich selber im Gegensatz zu seinem Vater. Während sein Vater nämlich nach Chile zurückkehren wollte, um hier seine Wurzeln wiederzufinden,

glaubt Gian Franco, dass er nicht das ganze Leben an einem einzigen Ort verbringen muss.

GF: „In der Tat glaube ich nicht, dass mein Schicksal sich hier [Chile, Anm. des Verf.] befindet. Ich fühle nicht dieses, dieses starke Bedürfnis der Wurzeln, das meine Eltern empfanden, als sie sich für eine Rückkehr entschieden. Oder was sie immer noch empfinden. Diese enge Verbundenheit mit den Wurzeln und das Bedürfnis, dort zu sterben, wo man geboren wurde. Das empfinde ich nicht so. Ich glaube, dass, eh, meine Zukunft sich nicht an einem bestimmten Ort abspielen muss. Im Rahmen einer bestimmten Kultur. Ich könnte mich anpassen.“ (275–278)

Sobald er sein Studium beendet hat, möchte Gian Franco auch wieder nach Europa reisen und nach Möglichkeit eine Weile in der Tourismusbranche arbeiten. Falls das nicht klappen sollte, hat er die Idee, in Südchile eine eigene Reiseagentur für Ökotourismus aufzubauen. Doch Gian Franco legt sich nicht weiter fest. Er möchte sich alle Möglichkeiten offen lassen.

Die Frage nach dem Zuhause wurde im Fall von Gian Franco anders formuliert. Auf der Suche nach einer angemessenen Übersetzung für den Begriff der Heimat – den es in dieser Art und Weise in der spanischen Sprache nicht gibt – habe ich es in diesem Interview mit dem Konzept des Heims, d.h. *hogar* versucht. Ansonsten habe ich mich meistens auf den Begriff des Zuhause-seins bezogen, d.h. *estar en casa*. Wahrscheinlich aus diesem Grund fällt Gian Francos Antwort auf diese Frage im Vergleich zu den anderen Interviewpartnern ziemlich unterschiedlich und relativ abstrakt aus. So definiert Gian Franco Heim als eine Instanz, welche die Art und Weise einer Person prägt. Laut Gian Franco betrifft diese Definition hauptsächlich die eigene Erziehung, die innerhalb der Familie stattfindet.

I: „Was verstehst du unter Heim?“

GF: Erziehung.

I: Erziehung?

GF: Mit einem Wort schon. Mit einem Wort würde ich dir sagen, dass es das ist. Die Formation einer Person. Klar. Die erste Instanz, wo eine Person sich ... Die Grundlage sozusagen.

I: Könntest du mir das etwas näher erklären? Um es besser zu verstehen?

GF: Klar. Es ist, ich glaube, dass Heim die Familie ist. Es ist die erste ... Es ist der Ort, wo man geboren wird. Wo man aufwächst und wo man sich auf eine bestimmte Art und Weise entwickelt. Es sind die grundlegenden Eigenschaften der Persönlichkeit – meine Eigenschaften – was man dir mitgegeben hat, was man dir als kleines Kind gelehrt hat.

I: hm hm

GF: Das ist für mich Heim. Das erste, was man bekommt. Der erste Kontakt.“ (307–317)

Elisa: Der Kontrapunkt

Elisa ist zum Zeitpunkt des Interviews 30 Jahre alt. Sie wurde in Chile geboren und besitzt ausschließlich die chilenische Staatsangehörigkeit. Sie verbrachte aufgrund des Exils ihrer Eltern mehrere Jahre im Ausland. In der Ge-

genwart lebt Elisa zusammen mit ihrem Partner in Santiago. Beide sind als Musiker tätig. Das Interview wurde auf Spanisch geführt¹¹.

Elisas Eltern flüchteten aufgrund der politischen Verfolgung während der Diktatur nach Frankreich. Elisa war damals ungefähr ein Jahr alt. Die Familie schafft es, sich in Frankreich relativ gut zu integrieren, doch sie zieht wieder fort. Elisas Eltern wollten damals ihren Idealen treu bleiben und entschieden sich für ein sozialistisches Land. So kam es, dass sie freiwillig in die DDR zogen.

Obwohl keiner der beiden Elternteile Deutsch sprechen konnte, scheint das kein Hindernis für eine Integration in der DDR gewesen zu sein. Elisas Vater fand bald Arbeit als Spanischlehrer, während Elisas Mutter eine Ausbildung als Englischlehrerin vollzog. Die Familie bleibt insgesamt neun Jahre im Exil, bevor sie wieder nach Chile zurückkehrt. Elisa verbringt also nahezu ihre gesamte Kindheit in der DDR und kehrt ungefähr im Alter von zehn Jahren nach Chile zurück.

Bei Elisa muss man wissen, dass sich ihr gesamtes Leben um die Musik dreht. Musik ist das Zentrum ihres Lebens.

E: „Die Musik ist irgendwie alles. Weil man Freunde findet, die Musiker sind (2 Sek. Pause). Es ist alles ... Alles dreht sich um die Musik. Absolut.“ (814–815)

Elisa interpretiert ihre verschiedenen Lebenserfahrungen mit Hinsicht auf ihre Bedeutung im Rahmen der Musik bzw. im Rahmen ihres Lebenslaufes als Musikerin. Dementsprechend beziehen sich ihre Erinnerungen an die Kindheit in der DDR hauptsächlich auf den Musikunterricht an der Schule. Elisa erinnert sich zum Beispiel, wie sie im Unterricht gesungen hat; wie sie Musik hörten und dabei verschiedene Instrumente unterscheiden mussten. Für Elisa sind das die ersten Schritte auf ihrem Weg hin zur Musik.

E: „Ich glaube, dass zum Beispiel auch, die Bildung, eh, die musikalische Bildung...“

I: hm hm

E: ... in Deutschland, sie hat mir sehr geholfen.

I: Du hast dort studiert?

E: Nein, nein. Ich meine nur den Musikunterricht an der Schule in Deutschland ...

I: hm hm

E: Ich glaube ... Wenn ich es mit dem Musikunterricht an den Schulen in Chile vergleiche, werde ich mir bewusst davon, wie wichtig das für mich war. Denn, na ja, da ist auch die reiche musikalische Tradition, die man in Deutschland hat. An was ich mich besonders erinnere ist, dass man uns Musik vorspielt und wir zuhören mussten. Das, finde ich zum Beispiel, ist ein grundsätzlicher Aspekt für jede Person. Und ganz besonders für einen Musiker. Das heißt, lernen, wie man zuhört.

I: hm

E: Das ist das erste. Bevor man einen Ton reproduziert und bevor man irgendein Instrument spielt. Wir mussten auch singen. Dabei wurde kein Unterschied gemacht zwischen Personen, die gut singen oder schlecht singen konnten.

I: hm hm

11 Die Übersetzung der Zitate erfolgte durch den Verfasser.

E: Im Gegenteil, wir haben alle zusammen gesungen. Und so gab es jeden Morgen ein Kind, das ein Lied vorschlagen musste und wir haben sie alle gesungen. Solche einfachen Dinge sind in meinem Beruf einfach fundamental.“ (12–30)

Innerhalb dieses Interviewausschnittes spricht Elisa, neben der Bedeutung der Musik, auch indirekt ein weiteres Thema an, das im Rahmen des gesamten Interviews wichtig ist. Damit meine ich die Erfahrung von Gleichheit, die Elisa bezüglich ihrer Kindheitserinnerungen in der DDR mehrmals unterstreicht. An dieser Stelle bezieht sich Elisa auf die Kinder, die an der Schule – egal wie gut oder schlecht sie singen – gleich behandelt werden oder gleichermaßen am täglichen Morgenlied teilnehmen können bzw. müssen.

Elisas Erfahrung von Gleichheit in Deutschland bezieht sich nicht nur auf ihre Gleichbehandlung in Bezug zu anderen Kindern, sondern auch auf die Tatsache, dass sie keine Diskriminierung erlebte. Oder genauer gesagt, sie fühlte sich nicht ausgegrenzt, sondern im Gegenteil: Es scheint so etwas Ähnliches wie eine positive Diskriminierung gegeben zu haben. Chilenen in der DDR erfuhren soziale und institutionelle Anerkennung. Mehr noch, wenn man Elisa sprechen hört, bekommt man den Eindruck, dass es eine Art Ehre war, aus Chile zu kommen. Der Grund dafür liegt wahrscheinlich in einer politischen Solidarität.

E: „Es gab etwas wie ... Eh, es gab manchmal solche Solidaritätsakte mit Chile. Dann ... Man gab uns ... Man trug solche Pioniertücher ...

I: hm hm

E: Die Tücher ...

I: Du meinst, so wie bei den Pfadfindern.

E: Ja so etwas, aber es gab, was weiß ich, von der ersten bis zur vierten Klasse ein blaues Tuch und dann ein rotes Tuch. Und die Chilenen, wir hatten ein blaues Tuch, aber mit roten und blauen Streifen, so wie unsere Nationalflagge. Es gab also fast eine Diskriminierung, aber anders herum. Das heißt, man hat im Grunde auf uns aufgepasst. Aber es war auch nicht so, dass man sich als etwas Besseres fühlte. Man fühlte sich anerkannt wie ... Und mit ... Es gab Verständnis dafür, dass wir einen Grund hatten, um dort zu sein. Wegen unserer Situation.“ (146–156)

Dennoch ist Elisa sich darüber bewusst, dass sie nicht Deutsche ist. Dieses Bewusstsein steht im Gegensatz zu dem, was Manuela oder Gian Franco in Deutschland erlebten. Diese sahen keinen Unterschied zwischen sich selbst und anderen Kindern. Elisa dagegen weiß, dass sie nicht dazugehört.

E: „Na ja und meine Beziehung zu Chile, eh, hat diesen bittersüßen Geschmack, dass ich immer im Bewusstsein aufgewachsen bin, dass ich keine Deutsche bin.“ (30–31)

Ein Grund dafür könnte die Differenzierung und Markierung von Chilenen in der DDR gewesen sein, die laut Elisa zwar gut gemeint, am Ende jedoch trotzdem eine Art von Diskriminierung war. Denn auch positive Diskriminierung bleibt Diskriminierung. Ein weiterer Grund für die Erfahrung von Differenz ist aber wahrscheinlich auch die Tatsache, dass Elisas Eltern ihr ständig über Chile erzählten und somit zu ihrem Bewusstsein als Chilenin beitrugen.

Sobald Elisas Eltern die Erlaubnis für eine Einreise in Chile erhalten, kehren sie zurück. Elisa selbst will jedoch nicht zurückkehren. Sie hat große Angst.

E: „Und auf der anderen Seite die schreckliche Situation, die man dort erlebt hatte und die ich mit meinem Blick als Kind nur teilweise verstehen konnte. Und vor allem sehr viel Angst. Das heißt, als meine Eltern später sagten, dass wir nach Chile zurückkehren mussten, hatte ich große Angst. Ich wollte nicht.“ (38–40)

Elisas Eltern wollen außerdem, dass ihre Kinder noch im Kindesalter nach Chile zurückkehren. Sie glauben, dass sie in diesem Fall bessere Chancen haben, sich an den chilenischen Kontext zu gewöhnen. Das hat auch dazu beigetragen, dass Elisas Eltern so bald wie möglich die Reise nach Chile antreten. Die Rückreise erfolgt Anfang der 80er-Jahre, wo in Chile noch die Diktatur herrscht. Ungefähr zu dieser Zeit beginnen in Chile auch die massiven Demonstrationen und Mobilisierungen gegen die Diktatur. Der Zeitpunkt ist für eine Rückkehr also äußerst riskant und gefährlich.

E: „Es war schon gewagt, weil wir zu einem Zeitpunkt zurückkehrten, wo hier, ehm, gerade die ganzen Mobilisierungen und Protestaktionen und all das begannen. Das heißt, es war auch, eh, ein gefährlicher Zeitpunkt, um zurückzukehren. Das war zweiundachtzig. Genau in diesem Jahr beginnen die massiven Demonstrationen und die ganze Geschichte. Aber ich glaube, es war doch besser so.“ (55–58)

Darüber hinaus erlebt Elisa eine situative Differenzenerfahrung bei ihrer Ankunft in Chile. Dabei muss sie sich vorerst mit dem Kontrast zwischen dem chilenischen und dem deutschen Kontext in der DDR auseinandersetzen. Was ihr in diesem Zusammenhang am meisten auffällt, ist die soziale Ungleichheit und Armut in Chile, die sie mit der erlebten Gleichheit in der DDR vergleicht. Das verbindet Elisa mit einer starken Kritik an der liberalen Marktwirtschaft.

E: „Auf der einen Seite, na ja, wie ich dir schon sagte, die Armut zu sehen. Zum ersten Mal. Das konnte ich nicht. Ich hatte nie so etwas gesehen. Man kann viel über sozialistische Länder und ihre Fehler reden, aber ich bin für viele Dinge sehr dankbar. Ich habe zum Beispiel nie Ungleichheit oder etwas Ähnliches gesehen. Wir gingen alle auf die Schule. Wir konnten dort zu Mittag essen. Die Bildung war kostenfrei. Die Gesundheit war kostenfrei.

I: hm hm

E: Und klar, es gab keine großen ... Die Gebäude waren grau. Die Kleidung war gewöhnlich. Nicht war? Aber niemand ... Aber wir waren alle gleich. Es gab kleine Autos. Aber man fragt sich: Und für was? Für was braucht man mehr? Verstehst du? Wenn man sieht, dass alle anderen das gleiche haben und dass jeder das Notwendige hat. Das, was wirklich notwendig ist, um gut leben zu können. Um gesund zu sein, eine gute Bildung zu genießen. Das ist, was zählt.

I: hm hm

E: Und hier sieht man so eine große Ungleichheit. Die Ungleichheit ist so groß, wenn du überlegst, dass du – ich weiß nicht – mit dem Gehalt einer Person eine arme Familie in einer *población* [marginale Siedlungen innerhalb der Stadt, Anm. des Verf.] für ein ganzes Jahr lang ernähren kannst.

I: hm

E: Das kann ich nicht ... Na ja, bis heute ...

I: Schockiert dich das

E: Es schockiert mich. Es schockiert mich. Die Ungleichheit ist unglaublich.“ (92–110)

Andererseits muss sich Elisa im chilenischen gesellschaftlichen System neu orientieren. Sie muss zum Beispiel lernen, wie man einen Bus anhalten lässt und wie man mit anderen alltäglichen Situationen umgeht. Insgesamt erweist sich die Auseinandersetzung mit Differenzen zwischen Chile und der DDR als Bruch. So meint Elisa, dass die Exilerfahrung für sie eigentlich mit ihrer Rückkehr nach Chile beginnt. Sie empfindet, dass man sie aus ihrem natürlichen Umfeld, in dem sie aufgewachsen war, entrißt und sie in einen unbekanntem und teilweise unverständlichen Kontext bringt.

E: „Ja, man versteht nicht. Ich sage dir, am Anfang habe ich nichts verstanden. Weil sich alles verändert [...] Und, ehm, und dort waren die Dinge ... Alles war, wie es sein sollte. Das heißt, die Dinge erfolgten zu einer gewissen Zeit. Eh. Die Busse hielten an den Bushaltestellen an. Um Viertel nach sieben kam der Bus und du stiegst einfach ein und es gab kein Problem, nichts. Hier dagegen, die Sache, dass man zum Beispiel zur Schule gehen muss ... Ich verstand nicht, warum ich die Hand heben musste, damit ein Bus anhält (Interviewerin lacht). Mit zehn Jahren fragte ich meine Mutter: ‚Aber warum, Mama. Was ist denn los?‘ (Interviewerin lacht) Nein ... Solche Art von Dingen. Alltägliche Dinge [...] Eh. Es war auch eigenartig zu fühlen, dass dieses das Land war, wohin ich gehörte. Und ich würde zum Beispiel auf jeden Fall hier bleiben, auch wenn die Dinge schwierig sind und es soviel (2 Sek. Pause) Heuchelei gibt. Aber die Rückkehr war so ein starker Schlag und es war so schwer, hier Fuß zu fassen, dass eine erneute Auswanderung eine Art zweites ... Für mich war das Exil am Ende anders herum. Fast

I: hm hm

E: Ich glaube. Das heißt, hierher zu kommen war, mich von meinem natürlichen Umfeld zu entfernen. Dort, wo ich aufgewachsen war [...] Es war dann also, es war, es, es war schon irgendwie schockierend. Ich meine die Rückkehr. Doch nach einiger Zeit, nachdem man versteht, wie die Dinge hier funktionieren und so ... Am Ende hat man diese lateinamerikanische Unvollkommenheit gerne.“ (61/68–88)

Die Neuorientierung in Chile kostet Elisa so viel Energie, dass sie nicht mehr bereit ist, so einen Prozess noch einmal zu erleben. Die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Kontexten trägt in dieser Hinsicht zu einem Prozess der Verwurzelung und Verortung in Chile bei, der bei keinem anderen Interviewpartner so deutlich im Vordergrund steht wie bei Elisa.

Elisas Differenzenerfahrung ist weiterhin zeitlich begrenzt. Der Abschluss der Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Kontexten wird durch die Tatsache markiert, dass Elisa schließlich die Bedeutungsstrukturen in Chile versteht und sich den neuen Umständen anpasst. Daran kann man zwei wesentliche Strategien im Umgang mit Differenzen bzw. der kulturellen Navigation erkennen: Verstehen lernen und sich den Umständen anpassen. Der folgende Interviewausschnitt zeigt, wie Elisa mit der chilenischen Pünktlichkeit umgeht.

E: „Mir ist oft passiert, dass ich wartete, wartete, wartete. Ich sagte: ‚Ich habe mich geirrt. Es war nicht heute.‘

I: hm hm

E: Aber es war doch. Aber die Leute ...

I: Sie haben dir nicht Bescheid gesagt

E: Das heißt ... Manchmal war das schon unangenehm, weil ich wütend wurde. Ich hatte den Eindruck, dass ich die Zeit verliere. Nachher habe ich angefangen zu begreifen, dass (2 Sek. Pause), *si no puedes contra ellos, únete a ellos* [Sprichwort in Chile: wenn du nicht gegen sie kämpfen kannst, so schließe dich ihnen an, Anm. des Verf.] (beide lachen). Und jetzt, jetzt kenne ich das schon. Zum Beispiel, ich arbeite mit der F.E. Eine Sängerin. Und ich weiß, wenn sie sagt: ‚Hey, es gibt Tonprobe um halb sechs nachmittags‘, dann heißt das eigentlich fast um sieben.

I: hm (erstaunt)

E: Wirklich. Alle Musiker haben es mittlerweile begriffen. Und niemand kommt zu dieser Zeit. Jeder kommt um sieben. Und so gibt es kein Problem (lacht) [...] Das Gute ist also, dass man versteht. Man kann ungefähr das Verhalten einschätzen.

I: hm hm

E: Das Zeitverhalten.“ (535–555)

Elisas Differenzenerfahrung in Chile bezieht sich aber nicht nur auf eine Auseinandersetzung mit unterschiedlichen sozialen und kulturellen Kontexten. Sie muss bei ihrer Ankunft in Chile auch soziale und kulturelle Zugehörigkeiten und Identitäten neu verhandeln. Als Elisa nämlich in Chile ankommt, gilt sie für ihre Umgebung als Deutsche. Da Elisa zu dieser Zeit hauptsächlich Deutsch spricht und noch Schwierigkeiten hat, sich auf Spanisch auszudrücken, glaubt Elisa, dass diese Situation sie für andere sichtbar macht.

E: „Na ja, ich habe wohl auch ein Akzent gehabt. Etwas. Ich erinnere mich daran, dass es mir schwer fiel, das ‚r‘ auszusprechen [...] Wegen dem Akzent, klar. Und ... Ich glaube, es war hauptsächlich deswegen. Es hat sich herumgesprochen, dass ich nicht ... (2 Sek. Pause). Ich war eine Deutsche. Es kommen die Deutschen an die Schule. Sie kommen aus Deutschland.“ (617–624)

Es gibt also eine Zeit, wo Elisa nicht weiß, wie sie sich selber betrachten soll, da sie in Deutschland als Chilenin und in Chile als Deutsche gilt. Elisa bezeichnet diese Situation als ein Problem der Des-Identität, d.h. der Identitätskonfusion.

E: „[Ich war, Anm. des Verf.] Die Deutsche (beide lachen)

I: Ach so?

E: Und das war hier sehr eigenartig, weil wir dort Chilenen und hier Deutsche waren. (2 Sek. Pause) Und eh, das war manchmal ein Problem der Des-Identität. Kompliziert. Aber mit etwas (2 Sek. Pause) sehr chilenischem, würde ich sagen. Das heißt, glauben, dass das, was vom Ausland kommt, besser ist.

I: hm

E: So eine Art (2 Sek. Pause), ich weiß nicht, einerseits eine Art Konfusion, nicht zu wissen, wer man ist. Die Deutsche. Man hat das schon andauernd bemerkt.“ (242–252)

Elisa deutet auch daraufhin, dass Anders-Sein in Chile in ihrem Fall nicht mit Ausgrenzung, sondern mit positiver Diskriminierung verbunden ist, da man davon ausgeht, dass alles, was aus dem Ausland kommt – sprich Europa und USA –, besser ist.

Für Elisas Eltern ist der Erhalt der deutschen Sprache zweitrangig. Im Vordergrund steht ihre politische Orientierung. Aus diesem Grund schicken

sie ihre Tochter auch auf keine deutsche, sondern auf eine alternative Schule. Dabei besucht Elisa erst einmal eine alternative Schule in einer Stadt an der Küste, wo die Familie die ersten drei Jahre in Chile verbringt. Später ziehen sie nach Santiago. Dort besucht Elisa ebenfalls eine Schule, von der man weiß, dass sie politisch links orientiert ist. Die Erfahrung Elisas an dieser Schule ist für sie besonders wichtig, u.a. weil sich hier ein wichtiges politisches Ereignis abspielt. Es handelt sich um den Fall *degollados*¹².

Im März 1985 wurden drei Mitglieder der kommunistischen Partei entführt. Zwei von ihnen wurden vor den Türen von Elisas Schule verschleppt. Einer der Entführten brachte gerade seine Tochter zur Schule, während der andere hier als Lehrer tätig war. Helikopter überflogen die Schule. Ein weiterer Lehrer, der die Entführung verhindern wollte, wurde erschossen. Ein Tag danach fand man die Leichen. Sie waren enthauptet worden. Daher auch die Bezeichnung *degollados*. Diese Tat hatte weitreichende nationale und internationale Folgen.

Elisa ist erst ein paar Wochen an ihrer neuen Schule in Santiago, als sie Zeugin der Entführung und Ermordung der drei Mitglieder der kommunistischen Partei ist. Sie erinnert sich an die Helikopter und die Schüsse. Sie sieht, wie der ermordete Lehrer verwundet auf Straße liegt. Später erfährt sie, dass noch zwei weitere Personen entführt wurden. Das Ereignis beeindruckt sie sehr. Es ist auch der Beginn der Erfahrung politischer Verfolgung. Im Vergleich mit Manuela und Gian Franco ist Elisa die einzige, die politische Verfolgung mit eigener Haut erlebt. Diese Situation hat eine besonders wichtige Auswirkung auf Elisas soziale und kulturelle Identitätskonstruktion.

E: „Wenn jemand dort in die Schule kommt und sagt, wir haben alles gesehen. Wir waren dort. Wir haben die Helikopter gesehen, wie sie am frühen morgen über der Schule kreisten. Über der Schule. Und auf einmal, während der ersten Unterrichtsstunde hört man einen Schuss. Ich sehe nach draußen. Dort lag der Lehrer verwundet auf der Straße. Später haben wir auch erfahren, dass man zwei weitere Personen entführt hatte. Das war also sehr beeindruckend.

I: hm hm

E: Und ich glaube, man wird dadurch abgehärtet. In gewisser Weise.“ (302–307)

Während ihrer gesamten Schulzeit hat sie Angst, dass sie oder ihre Familie überwacht und verfolgt werden.

E: „Es herrschte Angst. Ja. Viel Angst. Man hatte auch Angst, weil man wusste, dass ... (2 Sek. Pause) Ich wusste, dass es zum Beispiel die CNI¹³ gab, eh ... Man musste verschlüsselt sprechen. Man musste ... Man konnte nicht ein normales Telefongespräch führen. Mein Vater konnte überwacht oder verfolgt werden [...] Man

12 *Degollado* bedeutet enthauptet

13 *Central Nacional de Información*: Nationaler Informationsdienst. 1975 wurde in Chile die DINA (*Dirección de Inteligencia Nacional*) geschaffen. Die DINA führte die Unterdrückung durch das Pinochetregime durch. 1977 wurde die DINA aufgelöst und durch das CNI ersetzt. Die Aufgabe des CNI war, Informationen zu sammeln, um die interne Sicherheit zu garantieren. Das CNI existierte bis zum Machtwechsel 1990.

wusste also, dass man ... Man ist mir ein paar Mal gefolgt. Man ist mir gefolgt als ich ... Stell dir mal vor. Ein kleines Kind. Ich ging von der Schule nach Hause. Ein Auto ist mir gefolgt. Und später haben wir erfahren, dass sich zum Beispiel ein Büro der CNI genau gegenüber installiert hatte. Das heißt, man kontrollierte uns, man überwachte uns. Vollkommen. Und so war das eben.“ (282–284/315–318)

Es gibt Momente, wo Elisa glaubt, dass sie die Situation nicht länger ertragen kann. Sie empfindet das Bedürfnis, sich zu verteidigen und engagiert sich in der Widerstandsbewegung gegen die Diktatur in Chile.

E: „Da haben außerdem, genau die Protestaktionen begonnen. Und wie ich dir sagte, es war beeindruckend. Ich habe aber gelernt, mich als (2 Sek. Pause) Teil dieser Bewegung zu fühlen und zu verstehen, dass, na ja, es konnten viele Dinge passieren, aber dass das die Situation war, die ich eben leben musste. Das hat dazu geführt, dass ich schon von sehr klein auf, schon mit zwölf Jahren zum Beispiel ... Lass mal sehen. Fünfundachtzig. Klar, mit zwölf Jahren kam ich an den L. [Schule, Anm. des Verf.]. Da war die Sache mit den *degollados*. Eh. Die Sache war, auf die Straße zu gehen, protestieren, friedliche Veranstaltungen zu machen, auf der Straße marschieren und all diese Dinge. Und da waren wir eben alle. Von klein auf. Das hat später dazu geführt, dass wir eine bestimmte Wirklichkeit übernommen haben und (2 Sek. Pause) dass wir uns in dieser Hinsicht engagierten. Es war nicht gewalttätig. Doch wir wollten zeigen, wie wir uns fühlten [...] Ich war nie in einer Partei oder etwas. Aber es war so ein Gefühl, dass man sich auf irgendeiner Weise verteidigen musste. Dass so etwas nicht sein konnte. Wie war es überhaupt möglich, dass so etwas geschehen konnte.“ (293–300/322–323)

Es ist interessant zu bemerken, dass die Erfahrung der politischen Verfolgung und das Engagement in der Widerstandsbewegung dazu führen, dass Elisa sich ein Stück weiter in Chile verwurzelt und verortet. Sie entwickelt innerhalb dieses Rahmens ein Zugehörigkeitsgefühl zu Chile bzw. zu diesem Teil der chilenischen Realität. Denn spätestens an der Universität muss Elisa bemerken, dass es in Chile auch andere (politische) Auffassungen gibt.

Als Elisa ihre Schulausbildung beendet, weiß sie noch nicht genau, was sie später machen möchte. Sie entscheidet sich schließlich für ein Designstudium an der Universität P. Doch sie bricht dieses Studium schon nach relativ kurzer Zeit ab, weil sie sich im Umfeld der Universität P. nicht wohl fühlt. Der Anlass für den Abbruch hängt auch mit der politischen Situation in Chile zusammen. Man findet nämlich Massengräber von verschwundenen und politisch verfolgten Menschen im Norden von Chile. Darunter befinden sich auch die Reste eines Verwandten von Elisa. Elisa ist durch diese Nachricht sehr betroffen. Doch was sie am meisten erschüttert ist, dass ihre Kommilitonen sich nicht für diese Situation interessieren. Elisa fühlt sich vollkommen fremd und bricht das Studium ab.

E: „Am Ende habe ich mich für Design entschieden.

I: hm hm

E: Und es ging mir auch gut und was weiß ich. Aber dann gab es einen Bruch, der leider auch mit einer (2 Sek. Pause), eh (2 Sek. Pause), politischen Sache zu tun hat. Um es irgendwie auszudrücken. Denn man hat zu einem gewissen Zeitpunkt Massengräber im Norden von Chile gefunden. In P. [Ortsname, Anm. des Verf.]

I: Ja, ja

E: Und da hat man die Reste eines Onkels gefunden. Ein Bruder meines Vaters. Und ich hatte gerade erst mein Studium an der Universität P. begonnen. Und es war ein Campus mit völlig anderen Menschen [...] Es hatte eine gute Tradition, so. Aber ich fand Leute, die gar nichts mit mir zu tun hatten. Ich habe mich fremd gefühlt. Und das traf sich mit dieser Situation. Und ich sah (3 Sek. Pause), dass es mich so sehr beeindruckte, während der Rest der Leute nur vom neuen Auto sprach und ... Und ich fühlte mich so fremd, dass ich das Studium abgebrochen habe.“ (381–395)

Elisa erlebt also an der Universität eine situative Differenzenerfahrung, die sich hauptsächlich auf eine Selbstdifferenzierung nach Kriterien der politischen Orientierung bezieht. Daran können wir sehen, dass Elisa im Vergleich zu den anderen Interviewpartnern und aufgrund ihrer biografischen Geschichte vollkommen anderen Grenzlinien zieht. Im Vordergrund steht meistens die politische Orientierung, welche zunächst die Schulwahl, später die Erfahrung politischer Verfolgung und schließlich auch das Studium an der Universität mitbestimmt. Von kulturellen oder sozialen Differenzen gibt es kaum eine Spur. Wenn diese erscheinen, werden sie anderen Kategorien untergeordnet und zwar hauptsächlich der Politik und später der Musik.

Elisas Weg hin zur Musik beginnt, nachdem sie ihr Studium an der Universität P. abbricht. Obwohl man dabei hinzufügen muss, dass Elisa rückblickend auch weitere Momente in ihrem Leben als wichtige Augenblicke bezüglich ihrer Entwicklung als Musikerin betrachtet. So meint sie zum Beispiel, dass sie schon während ihrer Schulzeit eine Gitarre geschenkt bekam und autodidaktisch spielen lernte.

E: „Ich hatte in *cuarto medio* [entspricht der zwölften Klasse an einem deutschen Gymnasium, in Chile ist dies das letzte Schuljahr, Anm. des Verf.] angefangen, Gitarre zu spielen. Der Grund dafür war in gewisser Hinsicht eigenartig, weil ... Weil man zwischen Handwerken/Zeichnen und Musik wählen musste. Und ich habe immer Handwerken/Zeichnen genommen, weil ich gerne zeichnete und alles. Und im letzten Schuljahr sagte ich: ‚Lieber wechseln. Um mal was anderes zu machen, werde ich dieses Jahr Musik wählen. Letztes Schuljahr‘. Und es war, was weiß ich, man sagte: ‚Gut, du musst zwischen Flöte und Gitarre wählen‘. Und ich: ‚Flöte?‘ (Interviewerin lacht) Aber nein (beide lachen). Zu langweilig. Gitarre‘. Und ich habe eine Gitarre gekauft. Man hat mir eine billige und ziemlich schlechte Gitarre gekauft. Und es war Liebe auf dem ersten Blick. Eh, ich habe die Gitarre genommen und nie wieder losgelassen. Niemals. Und ich hatte keine Ahnung von Musiknoten und so. Aber ich hörte zu, ich imitierte. Ich begann, bestimmte Melodien nach Gehör zu spielen. Und so habe ich mit der Sache begonnen. Aber erst mal nur für mich.“ (400–411)

Nachdem Elisa ihr Designstudium abbricht, versucht sie andere Alternativen. Sie nimmt an verschiedenen Tanz- und Theaterkursen teil. Darunter befindet sich auch eine Folkloregruppe, wo Elisa sich als Tänzerin engagiert. Eines Tages bleibt sie jedoch nach ihrer Tanzprobe bei den Musikern und spielt mit der Gitarre herum. Ihre Kollegen sind davon fasziniert und integrieren sie in die Musikband. Kurz darauf spielt Elisa zum ersten Mal auf einer Bühne.

E: „Und so kam es, dass ich an einer Folkloregruppe für Tanz und Musik teilnahm

I: hm hm

E: Aber ich war bei den Tänzern. Ich wollte Tänze lernen. Tänze aus Ch. [Insel im Süden von Chile, Anm. des Verf.] und so. Und ich war dabei als auf einmal ... Wir haben normalerweise getrennt geübt. Die Musiker haben die Lieder geübt und die Tänzer ... Eines Tages waren wir mit der Tanzprobe früher fertig als die Musiker. Also sind wir zu den Musikern gegangen, um ihrer Probe zuzuschauen. Und als sie fertig waren, habe ich ihnen geholfen. Den Musikern. Dabei habe ich die Gitarre genommen, um sie wegzulegen. Und ich habe etwas gemacht, ich glaube, ich habe sie ausprobiert. Etwas habe ich gemacht. Nein, ich kann mich nicht einmal erinnern. Ich habe die Gitarre irgendwie probiert und alle haben mich angesehen: ‚Hey, spielst du Gitarre? (mit Erstaunen)‘ ‚Ja, ich weiß nicht. Nur ein wenig. Ich lerne gerade‘. Und sie sagten: ‚Aber nein! Ab jetzt spielst du mit den Musikern‘. Es war ... Es ist einfach so geschehen. ‚Du spielst aber gut‘. Und so haben sie mich weitergepuscht. Aber wenn du ... Und so war es. Und auf einmal (lacht) befand ich mich auf einer Bühne und es war ... Es war schon sehr besonders, weil es keine bewusste Entscheidung war. Es war nicht etwas, wo ich mich selbst in die Zukunft projiziert habe. Etwas, was ich mir vorgenommen hätte. Es war absolut zufällig. Und jetzt kann ich mich nicht mehr außerhalb der Musik vorstellen. Es war also sehr besonders [...] Es war so eine Kraft, die mich dazu führte, Gitarre zu spielen, die ich nicht weiß, woher sie kam. Ich habe mich in die Gitarre verliebt. Es ist etwas Unerklärliches.“ (413–429)

Interessant ist dabei zu bemerken, dass Elisa sich nicht bewusst für eine Laufbahn als Musikerin entscheidet. Es ist eher die Musik selbst, die Elisa zu sich holt. Diese Darstellung macht aus der Begegnung mit der Musik etwas Schicksalhaftes. Das steht in Übereinstimmung mit Elisas allgemeiner Haltung während des Interviews, nämlich, dass die Musik ihr gesamtes Leben bestimmt. Die Identität als Musikerin ist Elisas dominierende Teilidentität (vgl. Keupp et al. 1999).

Später studiert Elisa Musikkomposition. Doch sie sieht sich gezwungen, auch dieses Studium zu unterbrechen, da die vielen Bühnenauftritte und Kompositionsaufträge sie vom Lernen abhalten. Sie legt das Studium auf *Eis*, d.h. sie stellt einen Antrag, um ihr Studium zu unterbrechen, ohne dabei ihren Studienplatz zu verlieren. Bis zum Zeitpunkt des Interviews schafft es Elisa jedoch nicht, ihr Studium wieder aufzunehmen.

Elisa hat das Glück, dass sie in der Gegenwart von ihrer Arbeit als Musikerin leben kann. Sie weiß, dass es viele Musiker gibt, die so etwas nicht schaffen.

E: „Also sehr gut. Und ich bin sehr glücklich darüber, dass ich von meinem Beruf leben kann. Das ist nämlich sehr schwer. Hauptsächlich, weil es so unstabil ist, das heißt ... Für uns ist jeder Tag anders und unvorhersehbar [...] Ich kann mich über keine Arbeitslosigkeit beklagen. Ich weiß, dass es eine Menge Musiker gibt, die kaum überleben können ... Also ich (Kassette wechselt die Seite), was ich möchte, ist, von der Musik leben zu können.“ (741–743/765–767)

Interessant ist weiterhin, dass die Musik bzw. die Musikrichtung, die Elisa vertritt, auch mit ihrem Prozess der Verwurzelung und Verortung in Chile und Lateinamerika verknüpft ist. Elisa beschäftigt sich nämlich mit Folkloremusik und Folkloremusik ist ein wichtiger Teil der populären Kultur in Lateinameri-

ka. Die Unterscheidung zwischen Moderne und Tradition oder zwischen moderner und populärer Kultur wurde am Anfang dieser Arbeit eingeführt, um den Hybridisierungsprozess in Lateinamerika darzustellen. Populäre Kultur bezieht sich dabei auf vormoderne und subalterne Elemente. Sie unterstützt lokal situierte Lebensweisen und sucht die lateinamerikanische Identität vor Modernität und ausländischen Einfluss zu bewahren. Populäre Kultur steht auch in engen Zusammenhang mit der Widerstandsbewegung gegen die Pinochetdiktatur der Achtzigerjahre in Chile. Wenn man Elisas Musikrichtung also in diese Weise kontextualisiert, versteht man auch, wo sich Elisa innerhalb der chilenischen Gesellschaft verortet und weshalb ihre Musik den Prozess der Verwurzelung und Verortung in Chile weiter vorantreibt.

E: „Klar, auch wegen dem Typ Musik (2 Sek. Pause), die ich spiele, eh, sie hat auch damit zu tun. Sie hat damit zu tun, dass ... Vor kurzem hat man mich gefragt: ‚Aber warum spielst du Folkloremusik? Warum spielst du keine Rockmusik?‘ Und ich sagte: ‚Ich weiß nicht. Es kommt mir natürlich vor. Es ist wie Spanisch sprechen‘. Diese Sprache kommt mir natürlich vor. Und ich glaube, dass das die Sprache der Mehrheit der Menschen in Chile sein sollte.

I: hm hm

E: Und anders herum. Ich wundere mich eigentlich: ‚Du, warum spielst du Rockmusik? Oder warum machst du ...?‘ Ich habe ja nichts gegen so etwas. Aber das letzte müsste doch eigentlich das Eigenartige sein. Meinst du nicht?“ (454–461)

Elisas Verortung innerhalb der populären Kultur in Chile bringt uns auch vor Augen, wo sich die Mehrheit der anderen interviewten jungen Erwachsenen verorten, nämlich innerhalb der modernen bzw. hohen Kultur. Sie knüpfen an Modernisierungsprojekte und europäische Elemente innerhalb der chilenischen Gesellschaft an. Ihr Blick richtet sich nach Europa und USA. Zwischen der Polarität modern, kultiviert, hegemonial vs. traditionell, volkstümlich und subaltern, wählen die meisten Interviewpartner also die erste Option. Nehmen wir zum Beispiel Rubens, der ebenfalls Musiker geworden ist. Rubens vertritt die ernste, kultivierte Musik. Sein Blick richtet sich nach Europa: Er geht nach Deutschland, um dort seine Ausbildung als Chorleiter zu vollziehen. Sein Arbeitsumfeld bezieht sich auf Orte wie die Oper oder das Nationaltheater. Seine politische Orientierung ist eher Mitte-Rechts. Elisa spielt dagegen Folkloremusik. Sie tritt in Bars und kleinen lokalen Bühnen auf. Ihre politische Orientierung ist eher links. Rubens und Elisa vertreten also zwei unterschiedliche Realitäten in Chile, die in Zusammenhang mit der Gegenüberstellung von Modernität und Tradition stehen.

Elisa hat ihr Leben fest in Chile verwurzelt. Sie betrachtet sich eindeutig als Chilenin und wird von anderen auch als solche erkannt. Es gibt in dieser Hinsicht keine Ambivalenzen mehr. Dennoch glaubt Elisa, dass ihre Erfahrung in Deutschland für sie sehr wichtig war. Besonders der Kontrast zwischen dem deutschen und chilenischen Kontext hat sie nachhaltig geprägt.

E: „Eh. Hm. Chilenin. Chilenin, aber sehr dankbar dafür, dass ich, eh, in Deutschland leben konnte. Das heißt, ich sehe das trotzdem als einen sehr wichtigen Teil meines Lebens, der mich in vieler Hinsicht bestimmt. Auf jeden Fall. Vielleicht ...

Ich glaube, dass die Kontraste bestimmte Dinge markieren. Kontraste zwischen den Dingen hier und dort. Eh. Man wird sich über bestimmte Dinge bewusst. Das heißt, wenn alles immer gleich wäre, hätte ich vieles nicht bemerkt. Aber die Kontraste. Die Kontraste markieren dich und führen dich dazu, bestimmte Entscheidungen zu treffen und auszusuchen: ‚Nein, das ist für mich, das ist gut und das ist schlecht‘. Ehm. Das ist auch ein Teil von mir. Deswegen kann ich nicht verleugnen, dass ich auch einen deutschen Teil habe. Besonders aufgrund der Zeit, in der ich erlebte, die ... Ich glaube, dass das [Kindheit, Anm. des Verf.] eines der wichtigsten Etappen der Formation sind. Zwischen sechs und zehn Jahren lernt man so viele Dinge und es (2 Sek. Pause) ist eine sehr wichtige Phase.

I: hm

E: Also ... Aber Chilenin (Ton der Selbstverständlichkeit und Stolz) (beide lachen)“ (579–589)

Elisa hat auch kein Interesse, nach Deutschland zurückzukehren. Sie würde sich zwar für einen kurzen Besuch in Ostdeutschland interessieren, um zu sehen, wie sich die Situation nach der deutschen Vereinigung verändert hat. Ihre Zukunft möchte sie aber in Chile gestalten. Ein wichtiger Grund dafür ist, dass sie einen Beitrag zur chilenischen Musik leisten möchte. Ein weiterer Grund dafür ist, dass es Elisa damals so viel Energie kostete, sich in Chile neu zu orientieren, dass sie auf keinen Fall noch einmal so etwas durchmachen möchte.

E: „Ja. Mir, meine Eltern haben oft zu mir gesagt, warum ich nicht wieder zurückgehe. Auf der einen Seite, meinten sie, ich sollte dort studieren. ‚Warum gehst du nicht nach Deutschland, um dort zu studieren? Du kannst doch die Sprache. Es wird dir nicht schwer fallen.‘ Aber ich habe es so erlebt. Ich habe es so erlebt, aber wie. Es war so schwer, sich hier anzupassen. Wieder zu gehen. Das möchte ich nicht. Das heißt, ich möchte versuchen (2 Sek. Pause), hier etwas aufzubauen. Vielleicht kehre ich mal zurück. Um zu ... Weil ... Das heißt, zu Besuch, ich weiß nicht. Oder um dort ein Jahr zu bleiben, ich weiß nicht. Aber ich glaube nicht, dass ich dieses Land verlassen werde, um woanders zu leben.

I: hm

E: Ich weiß nicht. Denn es ist wie ... Das heißt, ich habe es letzten Endes geschafft, mich hier festzuhalten, mich an meinem Land festzuhalten. Also möchte ich es nicht so schnell wieder loslassen.“ (328–336)

Im Vergleich zum Rest der Interviewpartner, entwirft Elisa auch kein mobiles Zuhause. Im Gegenteil, Zuhause bedeutet für Elisa, in Chile verwurzelt zu sein. Ihre konkrete Wohnung ist dabei zweitrangig.

E: „Zuhause (lacht) ist (3 Sek. Pause), hier in Chile verwurzelt zu sein. Nein. Ich bin schon sehr oft umgezogen. Das heißt, zuhause zu sein, ich meine den konkreten physischen Ort ist fast (2 Sek. Pause) zweitrangig. Weil man immer, man macht es zum eigenen Zuhause. Ich bin wirklich sehr, sehr oft umgezogen. Viele verschiedene Orte. Das Wichtige ist also, glaube ich, hier [in Chile, Anm. des Verf.] zu sein. Alles andere ist unwichtig.“ (919–922)

Dritte Zwischenbilanz

Migrationsforschung konzentriert sich meistens auf die Situation von Personen mit Migrationshintergrund innerhalb eines konkreten nationalen Raumes. Der Blick ist in dieser Hinsicht vorwiegend mononational (vgl. Beck-Gernsheim 2004; Beck 2004). Eine mononationale Sichtweise ist nicht in der Lage, die hier dargestellten Lebensgeschichten adäquat zu erfassen, da diese Biografien sich im Rahmen verschiedener nationaler Kontexte abspielen. Der Lebensmittelpunkt befindet sich nicht auf einen Ort beschränkt, sondern wandert zusammen mit der Person von einem Ort zum anderen. Demzufolge ist es wichtig, einen Einblick in die verschiedenen sozialen und kulturellen Kontexte zu haben, die diese Menschen erleben. Das heißt, man muss einen transnationalen Blick entwickeln (ebd.). Andernfalls läuft man die Gefahr, die Lebensverhältnisse dieser jungen Erwachsenen nicht richtig zu verstehen.

Sowohl die erste als auch die zweite Gruppe von Interviews können meines Erachtens als hybride kulturelle Identitätsentwürfe betrachtet werden. Während die Befragten aus der ersten Interviewgruppe jedoch vorwiegend eine Balance zwischen unterschiedlichen kulturellen Kontexten suchen, bewegen sich die Interviewpartner aus der zweiten Gruppe zusätzlich zwischen verschiedenen geografischen Orten. Diese Differenz veranlasst eine unterschiedliche Strategie bei der Gegenüberstellung von Gesellschaftsbildern. So orientiert die erste Interviewgruppe ihren Vergleich vorwiegend an gesellschaftlichen Stereotypen, während die Befragten mit Migrationserfahrung diese Gegenüberstellung eher auf der Ebene der alltäglichen Erfahrung vollziehen, d.h. sie vergleichen Umstände vor Ort und evaluieren dabei Möglichkeiten, Restriktionen und damit verbundene Identitätsprojekte. Gesellschaftliche Stereotype spielen in dieser Hinsicht eine zweitrangige Rolle, obwohl sie weiterhin präsent sind.

Ich werde mich nun mit einigen Aspekten der zweiten Interviewgruppe befassen. Darunter befindet sich die sprachliche Dimension der Interviews, die bisher nicht ausreichend dargestellt wurde. Anschließend werde ich mich kurz auf situative Differenzenerfahrungen im Rahmen von Migration beziehen. Schließlich werde ich mich mit der Bedeutung von Kontinuität und mit dem Zusammenhang von Kultur und politischer Orientierung beschäftigen.

Sprache III

Ich habe es vorgezogen, die sprachlichen Aspekte der Interviews auf einer transversalen Ebene zu diskutieren, da eine individuelle Betrachtung des einzelnen Sprachverhaltens zu unübersichtlich gewirkt hätte. Erst der Vergleich der sprachlichen Aspekte der einzelnen Interviews hat interessante Gemeinsamkeiten zwischen dem Sprachverhalten der verschiedenen Interviewpartner offenbart.

Es ist zum Beispiel bemerkenswert, dass die Gesamtheit der jungen Erwachsenen mit Migrationserfahrung während ihres Deutschlandaufenthaltes

vorwiegend Deutsch sprechen. Die Eltern bemühen sich zwar, mit ihren Kindern auf Spanisch zu sprechen, doch man erlangt den Eindruck, dass sie gegenüber dieser Situation eher machtlos sind. Die Kinder übernehmen offensichtlich die Sprache der Mehrheitsgesellschaft. Die meisten können zwar Spanisch verstehen, aber sie benutzen nicht diese Sprache. Wenn die Eltern mit ihnen auf Spanisch sprechen, antworten sie auf Deutsch. Sehen wir uns die einzelnen Fälle an.

Veras Mutter spricht mit ihrer Tochter auf Spanisch, doch diese antwortet auf Deutsch. Sie versteht zwar Spanisch, spricht es aber nicht. Simon vergisst seine spanischen Sprachkenntnisse in Deutschland und spricht dort nur noch auf Deutsch. Er versteht weiterhin Spanisch, aber er verwendet nicht mehr diese Sprache. Und das, obwohl sich zumindest sein Vater weiterhin darum kümmert, mit ihm auf Spanisch zu reden. Bei Rubens ist die Situation sogar noch extremer, da beide Eltern sich mit ihm auf Spanisch unterhalten, während er sich ausschließlich auf Deutsch ausdrückt. Diese Situation hat sich bis in die Gegenwart kaum geändert. Ähnlich läuft es bei Gian Franco. Auch er spricht in Deutschland auf Deutsch, während seine Eltern sich mit ihm auf Spanisch kommunizieren. Manuela hingegen spricht mit ihrer Mutter und ihrem Stiefvater auf Deutsch. Dementsprechend ist Deutsch ihre dominante Sprache. Manuela kann zwar Spanisch verstehen, doch sie spricht es nicht. Schließlich spricht auch Elisa hauptsächlich Deutsch, während ihre Eltern Spanisch als Kommunikationsmittel verwenden. Wie die meisten anderen Interviewpartner dieser Gruppe kann Elisa zwar Spanisch verstehen, doch nicht sprechen.

Diese Erkenntnisse stehen eindeutig im Gegensatz zu der üblichen Meinung über Sprachkompetenzen von Ausländern und Personen mit Migrationshintergrund in Deutschland, denen immer wieder unzureichende Sprachkenntnisse zugeschrieben werden. Eine Erklärung für diesen Widerspruch kann ich leider nicht liefern, obwohl ich vermute, dass es hier nicht nur um Sprachkenntnisse allein geht, sondern auch um die Haltung gegenüber der jeweiligen Sprache und um stereotypisierende Zuschreibung von Sprachdefiziten von Seiten der Mehrheitsgesellschaft in Deutschland.

Bei der Ankunft in Chile kann man bei meinen Interviewpartnern mit Migrationserfahrung nicht davon ausgehen, dass sie überhaupt keine spanischen Sprachkenntnisse besitzen, da sie alle behaupten, dass sie Spanisch zumindest verstehen konnten. Das heißt, sie verfügen über passive Sprachkenntnisse. Deswegen kann man auch nicht behaupten, dass diese Probanden eine neue Sprache lernen müssen. Sie müssen eher eine sprachliche Umorientierung vollziehen.

Bei Vera und Simon bringt diese sprachliche Umorientierung keine Schwierigkeiten. Das ist nicht erstaunlich, wenn man bedenkt, dass beide vor ihrem Aufenthalt in Deutschland einige Jahre in Chile lebten. Sie hatten Spanisch also schon einmal aktiv verwendet. Sie müssen jetzt praktisch nur noch ihre Sprachkenntnisse auffrischen und die Hemmung, Spanisch zu sprechen, überwinden.

Manuela und Gian Franco weisen explizit darauf hin, dass deutsche Schulen bei der Ankunft in Chile eine wichtige sprachliche Übergangshilfe sind, da sie vorerst eine Integration jenseits einer sprachlichen Umorientierung erlauben. Mit anderen Worten sind die Betroffenen nicht auf eine sprachliche Umorientierung bzw. auf den Erwerb einer Sprache angewiesen, um sich in ihren neuen Kontext zu integrieren. Der zweisprachige Kontext erlaubt, dass Kommunikation und soziale Anerkennung vor der Aneignung bestimmter sprachlicher Fähigkeiten stattfinden. Das entlastet die Adaptation dieser jungen Menschen an ihr neues Umfeld und erleichtert paradoxerweise auch den sprachlichen Übergang vom Deutschen ins Spanische.

Elisa ist eine der wenigen Interviewpartner, die darauf hinweisen, dass ihre sprachliche Umorientierung in Chile eine anstrengende Erfahrung war. Sie ist aber auch die einzige dieser Gruppe, die keine deutsche Schule besuchte. Elisa berichtet, dass sie manchmal spontan auf Deutsch wechselte, wobei sie niemand mehr verstehen konnte. Das heißt, Elisas Integration in Chile war zunächst von der sprachlichen Umorientierung abhängig. Ohne Sprachwechsel waren weder die Kommunikation noch die Integration im neuen Umfeld gewährleistet. Es ist also verständlich, dass dieser Prozess in ihrem Fall anstrengend und schwierig war.

Schließlich hat auch Rubens eine schwierige Auseinandersetzung mit der Sprache. Obwohl er Spanisch versteht, fällt es ihm schwer, sich auf Spanisch auszudrücken. Er hat den Eindruck, dass seine Ausdrucksfehler und sein Akzent im Spanischen ihn für seine Umgebung als anders sichtbar machen. Darüber hinaus entwickelt er am Anfang extrem negative Gefühle gegenüber Chile und Chilenen und somit auch gegenüber der Sprache. In der Tat übernimmt er Spanisch als Kommunikationsmittel erst, als er seine ablehnende Haltung gegenüber Chile und Chilenen aufgibt und seinen Freundeskreis auf Personen außerhalb der deutschen Schule erweitert. Seine negative Haltung gegenüber der spanischen Sprache hatte also einen wesentlichen Einfluss über sein Sprachverhalten.

Die Tatsache, dass die Haltung gegenüber einer Sprache ihren Gebrauch wesentlich mitbestimmt, wird auch von Gian Franco bestätigt. Gian Franco entwickelt nämlich im Rahmen einer deutschen Schule aufgrund seiner schwachen Schulleistungen negative Gefühle gegenüber der deutschen Sprache. Dementsprechend weigerte er sich jahrelang, diese Sprache zu sprechen. Es ist also nicht zu übersehen, dass die Haltung gegenüber einer Sprache das Sprachverhalten einer Person stark beeinflussen kann.

Die meisten Eltern meiner Interviewpartner sprechen bei ihrer Ankunft in Chile mit ihren Kindern weiterhin auf Spanisch mit der Ausnahme von Manuela. Manuelas Mutter und ihr Stiefvater unterhalten sich aufgrund der deutschen Herkunft des letzten auch in Chile weiterhin auf Deutsch. Nur Rubens Eltern versuchen in Chile statt Spanisch Deutsch zu sprechen, damit ihre Kinder diese Sprache nicht verlieren. Doch sie können diesen Sprachwechsel innerhalb der Familie nicht durchsetzen. In Familien mit deutsch-chilenischem

Hintergrund wird ebenfalls Deutsch als zweite Sprache verwendet, doch die dominante Sprache ist deutlich Spanisch.

Die sprachliche Umorientierung, die Simon und Rubens bei ihrer Rückkehr nach Deutschland machen müssen, ist offensichtlich nicht der Rede wert, da sie diese Situation in keiner Weise kommentieren. Demzufolge glaube ich, dass sie auch keine Schwierigkeiten mehr erlebten, von einer Sprache auf die andere zu schalten.

Manuela und Vera berichten ferner von der notwendigen sprachlichen Umorientierung beim Übergang von der Schule an die Universität. Doch dieser Sprachwechsel bereitet nur für sehr kurze Zeit einige Schwierigkeiten. So sagt Vera zum Beispiel, dass sie etwa einen Monat brauchte, um sich an den Gebrauch von Spanisch als Unterrichtssprache zu gewöhnen. Sie verwechselt zwar bis heute noch einige Begriffe, doch insgesamt sind diese Schwierigkeiten relativ harmlos.

Letzen Endes haben praktisch alle einen kompletten Wechsel von Deutsch auf Spanisch als dominante Alltagssprache vollzogen. Nur Rubens ist hier eine Ausnahme, weil er bis in die Gegenwart lieber Deutsch als Spanisch spricht. Er ist auch der einzige, bei dem der deutsche Sprachgebrauch offensichtlich mit seiner kulturellen Identifikation zu tun hat. Diese Situation ist bei den anderen Interviewpartner weniger klar.

Migration als situative Differenz erfahrung

Situative Differenz erfahrungen im Rahmen von Migration stehen in Zusammenhang mit dem Begriff der Akkulturation. Akkulturation bezeichnet einen Veränderungsprozess, der durch Migration und kulturelle Begegnung veranlasst wird. Akkulturation umfasst in dieser Hinsicht die Akquisition kulturspezifischer Kompetenzen und Verhaltensmuster und die Bewältigung des Kulturschocks aufgrund kultureller Distanz. Das Problem beim Begriff der Akkulturation liegt hauptsächlich in der Annahme, Kulturen seien einheitliche und abgeschlossene Gebilde. Darüber hinaus betrachtet Akkulturation Gesellschaften als eine Art Behälter, so dass Migranten von einem Behälter in den anderen auswandern und dort bleiben. Schließlich berücksichtigt der Begriff der Akkulturation nicht ausreichend den gesellschaftlichen Kontext und Machtverhältnisse. Das sind die Gründe, die mich dazu veranlasst haben, die Begriffe der situativen Differenz erfahrungen und kulturellen Navigation zu bevorzugen.

Wir haben uns schon im letzten Kapitel mit situativen Differenz erfahrungen im Rahmen von Übergängen beschäftigt. Dabei wurden situative Differenz erfahrungen als Differenz erfahrungen durch Kontextwechsel definiert. Situative Differenz erfahrungen während der Migration beziehen sich also auf eine Differenz erfahrung, die durch Migration zustande kommt. Dabei führt nicht jede Migration zu einer situativen Differenz erfahrung. Migration kann nur dann als situative Differenz erfahrung betrachtet werden, wenn sie als

Bruch erlebt wird, d.h. wenn sie im Kontrast zu einer vorangehenden Erfahrung von Gleichheit und Kontinuität steht.

Wir konnten entlang der Interviews sehen, dass situative Differenzenerfahrungen im Rahmen von Migration vom Alter der Betroffenen abhängen. Das heißt, je jünger die Befragten, desto geringer die Wahrscheinlichkeit, dass sie eine Migration als situative Differenzenerfahrung erleben. Oder besser gesagt, aus retrospektiver Sicht wurde Migration im frühen Kindesalter weder als Bruch noch als sonstiges relevantes biografisches Ereignis gedeutet. Ob Auswanderung/Einwanderung im Kindesalter darüber hinaus bestimmte Auswirkungen hatte, kann man anhand der Interviews zumindest nicht feststellen. Diese Beobachtung stimmt mit den Erkenntnissen bezüglich Akkulturation überein. Sie betrifft Claudio, Francisco, Vera, Simon, Rubens und Elisa.

Wie vorher angemerkt, umfassen situative Differenzenerfahrungen sowohl die Auseinandersetzung mit einem unterschiedlichen sozialen und kulturellen Kontext (alles ist anders) als auch die Aushandlung von Zugehörigkeiten und Identität (ich bin anders). Akkulturation beschränkt sich hauptsächlich auf den ersten Aspekt, d.h. auf den Umgang mit kultureller Differenz und Kulturschock, und vernachlässigt dabei den zweiten Aspekt, d.h. die Verhandlung von Zugehörigkeiten. Der Begriff der situativen Differenzenerfahrung bezieht sich dagegen auf beide Aspekte.

Bei einem Kontextwechsel steht zunächst der Kontrast zwischen einem vertrauten und einem weniger vertrauten Umfeld im Vordergrund (alles ist anders). Je fremder der neue Kontext, desto schwieriger gestaltet sich die Auseinandersetzung mit Differenzen. Das heißt, je weniger eine Person auf vertraute Verhältnisse zurückgreifen kann, desto mehr Energie muss sie aufbringen, um sich in der neuen Umgebung zu orientieren. Dieser Aspekt der situativen Differenzenerfahrung steht in Zusammenhang mit dem Begriff der kulturellen Distanz (vgl. Berry 1988, 1996; Ward/Bochner/Furnham 2001; Malletzke 1996). Kulturelle Distanz bestimmt das Ausmaß des erlebten Kulturschocks, der für die Erfahrung von Differenz als Bruch verantwortlich ist. Wie vorher angemerkt wurde, verstehe ich unter kulturelle Distanz eine subjektive Erfahrung, die individuell bemessen werden muss und nicht *a priori* zwischen bestimmten Kulturen oder Gesellschaften festgelegt werden kann. Darüber hinaus verändert sich die subjektive Wahrnehmung kultureller Distanz mit der Zeit. Menschen befinden sich diesen Differenzen nicht ausgeliefert, sondern setzen sich mit den Unterschieden auseinander. Sie erlernen die notwendigen Kompetenzen und leben sich ein. Aus diesem Grund kann kulturelle Distanz nicht als Beweis für die Existenz eines Kulturkonfliktes hergenommen werden. Es handelt sich vielmehr um einen Prozess der kulturellen Navigation, wo sich die Person aktiv mit Differenzen auseinandersetzt und einen eigenen Weg in einem Meer von widersprüchlichen Bedeutungsstrukturen findet. Man befindet sich nicht zwischen entgegengesetzten Positionen gefangen, sondern man „wurstelt sich durch“ (s. Simon).

Ein weiterer Aspekt situativer Differenzenerfahrungen bezieht sich auf Differenzenerfahrungen im Rahmen der Aushandlung von Zugehörigkeiten (ich bin

anders). In diesem Zusammenhang bedeutet ein Kontextwechsel nicht nur eine Auseinandersetzung mit kultureller Distanz, sondern auch eine neue Verhandlung sozialer und kultureller Identitäten. Dieser Aspekt der Differenzenerfahrung ist i.d.R. schwieriger zu bewältigen als der Kontrast zwischen einem Kontext und dem anderen. Dabei ist es wichtig zu berücksichtigen, welchen Status die Person innerhalb der Gesellschaft einnimmt und wer die Differenzen trifft. So konnten wir sehen, dass Diskriminierung aufgrund sozialer Resentiments und Diskriminierung als Abwertung unterschiedliche Auswirkungen haben. Dasselbe gilt bezüglich der Unterscheidung zwischen Selbstdifferenzierung und Fremddifferenzierung. So sind Differenzenerfahrungen im Rahmen einer Selbstdifferenzierung erwartungsgemäß viel besser zu ertragen als im Fall einer Fremddifferenzierung. Dabei ist es interessant zu bemerken, dass Fremddifferenzierung und abwertende Diskriminierung ausschließlich in Deutschland stattfanden, während Selbstdifferenzierung und Ausgrenzung als Kehrseite einer positiven Diskriminierung vorwiegend im chilenischen Kontext vorkamen. So waren Bewältigungsstrategien bezüglich Diskriminierung auch viel erfolgreicher in Chile (s. Camila und Vera in Chile) als in Deutschland (s. Alejandra und Vera in Deutschland).

Wie schon vorher angemerkt wurde, befinden sich die Auseinandersetzung mit kultureller und sozialer Distanz und die Verhandlung von Zugehörigkeiten und Identitäten miteinander verbunden. Sie treten nicht nur zusammen auf, sondern überlagern sich in manchen Fällen, so dass es nicht immer leicht ist, beide Aspekte voneinander zu trennen. So kann die subjektive Interpretation kultureller Distanz im neuen Kontext zum Beispiel zu einer Selbstdifferenzierung führen (s. Rubens und Simon).

Die Bedeutung von Kontinuität

Wie bereits angemerkt, wird nicht jede Migration als Bruch erlebt. Eine wichtige Rolle spielt dabei das Alter zum Zeitpunkt der Migration (s. weiter oben). Ein weiterer wichtiger Aspekt in dieser Hinsicht ist die Motivation bzw. die Freiwilligkeit/Unfreiwilligkeit einer Migration. So kann man bezüglich meiner Interviewpartner beobachten, dass Migration als situative Differenzenerfahrung meistens im Rahmen eines unfreiwilligen Umzugs erfolgt. Manuela, Gian Franco und Elisa beziehen sich beispielsweise auf ihre (Rück-)Reise nach Chile als umgekehrtes Exil, da sie aus der Umgebung, in der sie aufgewachsen waren, herausgerissen und in ein Land gebracht wurden, das sie nur aus Erzählungen kannten. Auch Vera, Rubens und Simon konnten nicht immer freiwillig entscheiden, ob sie auswandern wollten. Andererseits garantiert die Freiwilligkeit einer Migrationsentscheidung nicht einen sanften Übergang (denken wir zum Beispiel an Alejandra). Auch die Tatsache, dass die Eltern für ihre Kinder entscheiden, bedeutet nicht unbedingt, dass die Kinder keine eigene Motivation zur Auswanderung entwickeln (denken wir zum Beispiel an Simon oder Manuela).

Die Analyse der Interviews hat weiterhin ergeben, dass die Erfahrung von Kontinuität bzw. die subjektive Interpretation von gewissen Ereignissen als eine Fortsetzung der eigenen Biografie die Folgen von Migration sichtlich abmildern. Die Auswirkung solcher Kontinuitätserfahrungen bezieht sich dabei i.d.R. auf kontextbezogene Unterschiede. Sie stellen sozusagen eine Brücke zwischen dem vertrauten und dem weniger vertrauten Umfeld dar.

Kontinuität wird im Rahmen einer Migrationserfahrung unterschiedlich hergestellt. Hinsichtlich meiner Interviewpartner konnte man hauptsächlich eine Kontinuität in Bezug auf Ort und Beziehungen feststellen. Rubens und Simon stellen zum Beispiel bei ihrer Rückkehr nach Deutschland eine Kontinuität bezüglich des Wohnortes her. So ziehen sie beide in den gleichen bzw. einen nahe liegenden Ort in Deutschland, wo sie auch ihre Kindheit verbrachten. Dadurch sichern sie nicht nur einen gewissen Vertrautheitsgrad hinsichtlich der physischen Umgebung, sondern auch den Kontakt zu Teilen des ehemaligen sozialen Netzwerkes. Diese Anhaltspunkte geben den Beteiligten den subjektiven Eindruck, dass nicht alles vollkommen anders ist, sondern dass einiges gleich geblieben ist, während sich andere Dinge verändert haben.

Auch Vera kehrt bei ihrer zweiten Rückkehr nach Chile in ein vertrautes Umfeld zurück: Santiago, ihre einstige Schule und sogar ihre ehemalige Schulklasse. Damit erlebt Vera die zweite Rückkehr nach Chile als Fortsetzung ihrer Lebensgeschichte in Chile. Die Kontinuität bezieht sich in ihrem Fall besonders stark auf den Aspekt der Beziehungen. Auch Manuela macht eine wichtige Kontinuitätserfahrung in Bezug auf ihre Beziehungen, da sie fast gleichzeitig mit einem guten Freund aus Deutschland nach Chile auswanderte.

Kontinuität kann auch aktiv hergestellt werden, indem bestimmte Gewohnheiten aus dem ehemaligen Lebensort in der neuen Umgebung fortgesetzt werden. So bezieht sich Manuela zum Beispiel auf die Bedeutung, die für sie das Weiterführen bestimmter Verhaltensweise aus Deutschland in Chile hatte. Dabei handelt es sich manchmal nur um Kleinigkeiten (Manuela isst zum Beispiel Pfannkuchen grundsätzlich mit Schlagsahne und Sauerkirschen und nicht mit *manjar*, d.h. Milchkaramell), die aber eine wichtige subjektive Funktion innehaben: Sie stellen im fremden Kontext – zumindest am Anfang – einen Grad an Vertrautheit her. Mit der Zeit können Gewohnheiten jedoch ihre stabilisierende Wirkung verlieren und schließlich aufgegeben werden (s. Manuela). Oder sie können dem neuen Kontext angepasst werden. In diesem Fall erlangen Gewohnheiten eine neue Bedeutung, die den Bedingungen des neuen Umfeldes entsprechen (s. ebenfalls Manuela).

Die Interviewpartner, die von Deutschland nach Chile zogen, machten durch ihre Teilnahme an einer deutschen Schule ferner eine Erfahrung der sprachlichen Kontinuität. Diese Situation betrifft Vera, Rubens, Simon, Manuela und Gian Franco. Die Möglichkeit, bei der Ankunft in Chile weiterhin Deutsch sprechen zu können, stellt für alle Beteiligten eine wichtige Entlastung dar und zwar besonders dann, wenn sie die spanische Sprache noch nicht so gut beherrschen. Diese Situation ermöglicht ihnen eine soziale und schuli-

sche Integration jenseits von Sprache und unterstützt somit die allgemeine Umorientierung und Integration im neuen Kontext.

Politische Differenzen

Die Mehrheit der Interviewpartner gab am Rande des Gesprächs Hinweise auf ihre politische Positionierung. Daher möchte ich an dieser Stelle kurz auf einige Zusammenhänge eingehen, in denen politische Differenzen in den Interviews auftauchten. Diese bezogen sich einerseits auf die Position ehemaliger Exilchilenen bezüglich Chilenen und Deutsch-Chilenen und andererseits auf den Zusammenhang zwischen politischer Orientierung und hoher und populärer Kultur.

Differenzenerfahrungen aufgrund politischer Orientierung spielen besonders in den Biografien von Elisa und Manuela eine wichtige Rolle. Im ersten Fall schildert uns Elisa, wie gefährlich es zu einem gewissen Zeitpunkt sein konnte, in Chile eine divergente politische Meinung zu vertreten. Manuela zeigt uns andererseits, wie *retornados* bei ihrer Rückkehr in Chile mit Skepsis und Distanz konfrontiert wurden. Dieser letzte Aspekt stimmt übrigens mit anderen Untersuchungen über die Situation von zurückgekehrten Exilchilenen überein, die darauf hinweisen, dass weite Teile der Bevölkerung die Opferrolle der *retornados* als ungerecht empfanden und ihnen in dieser Hinsicht wenig Verständnis entgegenbrachten (vgl. Castillo/Piper 1996; Bade et al. 1983).

Es bestätigt sich weiterhin, dass ehemalige Exilchilenen eine eher ambivalente Haltung gegenüber der deutsch-chilenischen Gemeinschaft haben. Dabei spielen Kriterien der politischen Orientierung eine wichtige Rolle. So weist zum Beispiel ein Exilchilene, dessen Interview im Rahmen dieser Arbeit nicht berücksichtigt werden konnte, explizit darauf hin, dass er seine Kinder nicht auf eine deutsche Schule schickte, da diese Einrichtungen bekanntermaßen konservativ waren. Des Weiteren besteht unter Exilchilenen aus Deutschland die Tendenz, eigene Verbände zu gründen, die parallel zur deutsch-chilenischen Gemeinschaft existieren (vgl. dazu Manuela).

Andererseits spalten politische Differenzen das Lager nicht in vollkommen getrennte Bereiche. Damit meine ich, dass Deutsch-Chilenen nicht immer konservativ sind und *retornados* nicht immer ihre linke politische Orientierung in den Vordergrund stellen. So gab es im Rahmen dieser Arbeit zum Beispiel zwei von drei ehemaligen Exilchilenen, die den Bezug zur deutschen Kultur in den Vordergrund stellten und ihre Kinder an eine deutsche Schule schickten (vgl. Manuela oder Gian Franco). Andererseits gab es unter ehemaligen Schülern einer deutschen Schule auch links orientierte Haltungen. Ein Beispiel dafür ist Carola, die in der Gegenwart an einer linken Universität studiert.

Interessant ist in Chile ferner der Zusammenhang zwischen politischer Orientierung und Gegenüberstellung von Modernität und Tradition. Wie gesagt werden moderne Ideen von der hohen Kultur vertreten, die sich für Fortschritt, Rationalisierung, Individualisierung und die Expansion des kapitalisti-

schen Systems einsetzt. Auf der anderen Seite befindet sich die volkstümliche Kultur, die Traditionen, vorindustrielle Produktionsweisen und lokal situierte Lebensformen unterstützt. Populäre Kultur wird daher auch als Ort des gesellschaftlichen und politischen Widerstandes verstanden. Es liegt also auf der Hand, dass Befürworter von Modernität sehr wahrscheinlich eine eher konservative politische Haltung vertreten, während Befürworter von Tradition sich eher im linken Teil des politischen Spektrums situieren. Das hat Konsequenzen auf die Konstruktion kultureller Identitäten, da Vertreter der modernen Kultur mit höherer Wahrscheinlichkeit ihren Blick auf entwickelte Länder in Europa und USA richten, während Vertreter der populären Kultur versuchen, lateinamerikanische Identität vor Modernisierung und ausländischem Einfluss zu bewahren. Es gibt also eine Verbindung zwischen traditionell, volkstümlich, subaltern, links und lateinamerikanische Identität auf der einen Seite und modern, kultiviert, hegemonial, konservativ und auslandsorientiert auf der anderen Seite. Natürlich handelt es sich bei dieser Beschreibung um Idealtypen, die in der Praxis nicht immer auf diese Weise zu beobachten sind. Dennoch können wir im Rahmen dieser Arbeit fast prototypische Repräsentanten von hoher (z.B. Rubens) und volkstümlicher Kultur (z.B. Elisa) vorfinden.